



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heimatkundliche Bilder aus dem Ilsetal

Wiemann, August

Detmold, 1920

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24006](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24006)

P
03

Heimatkundliche Bilder

aus dem

Ilsetal

von

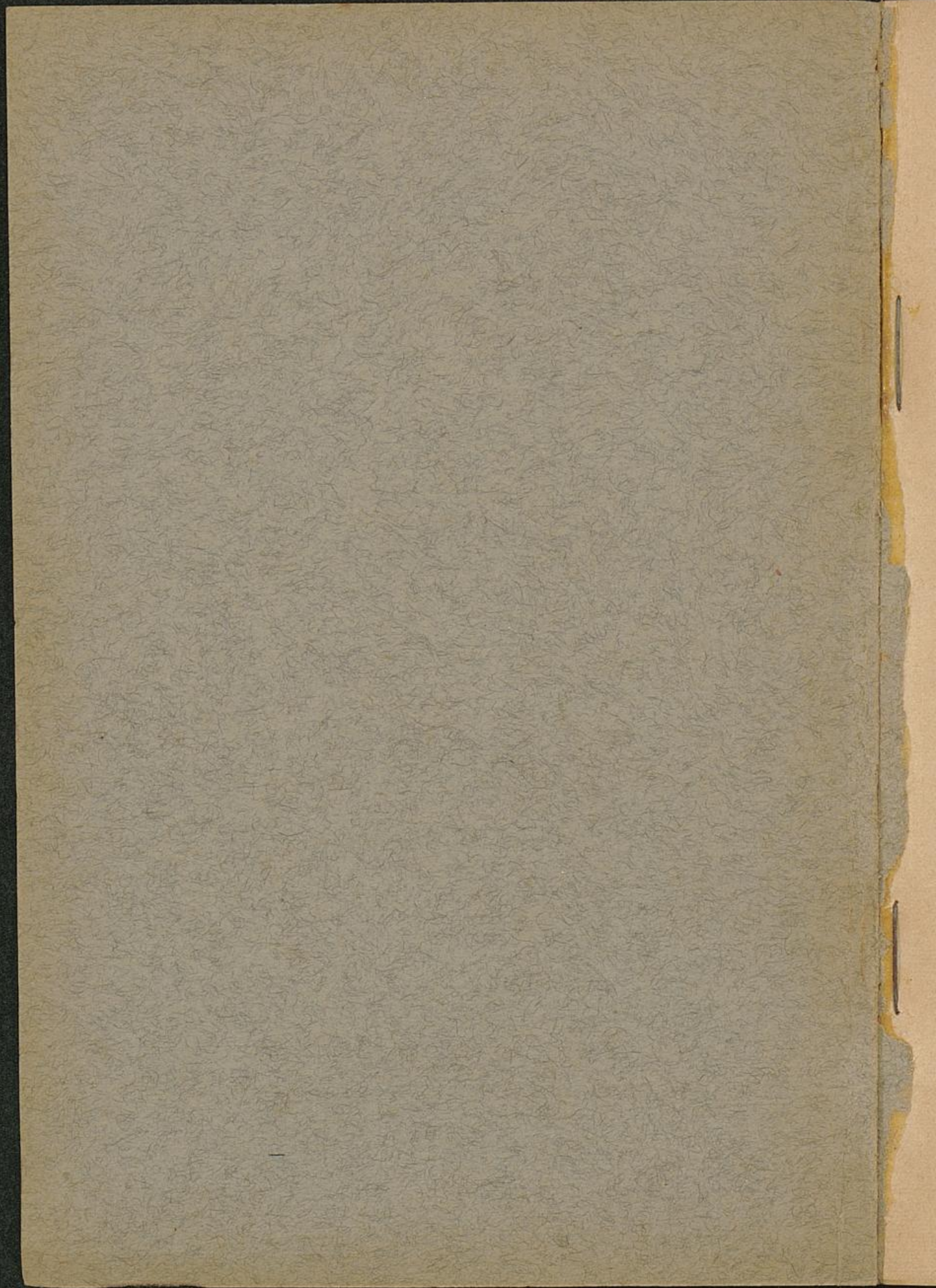
A. Wiemann

Mit Bildern von E. Meier-Niedermein.



Detmold 1920
Meyersche Hofbuchhandlung.

SR
3330



Heimatkundliche Bilder

aus dem

Issetal

von

A. Wiemann

Mit Bildern von E. Meier-Niedermein.



Detmold 1920
Meyersche Hofbuchhandlung.



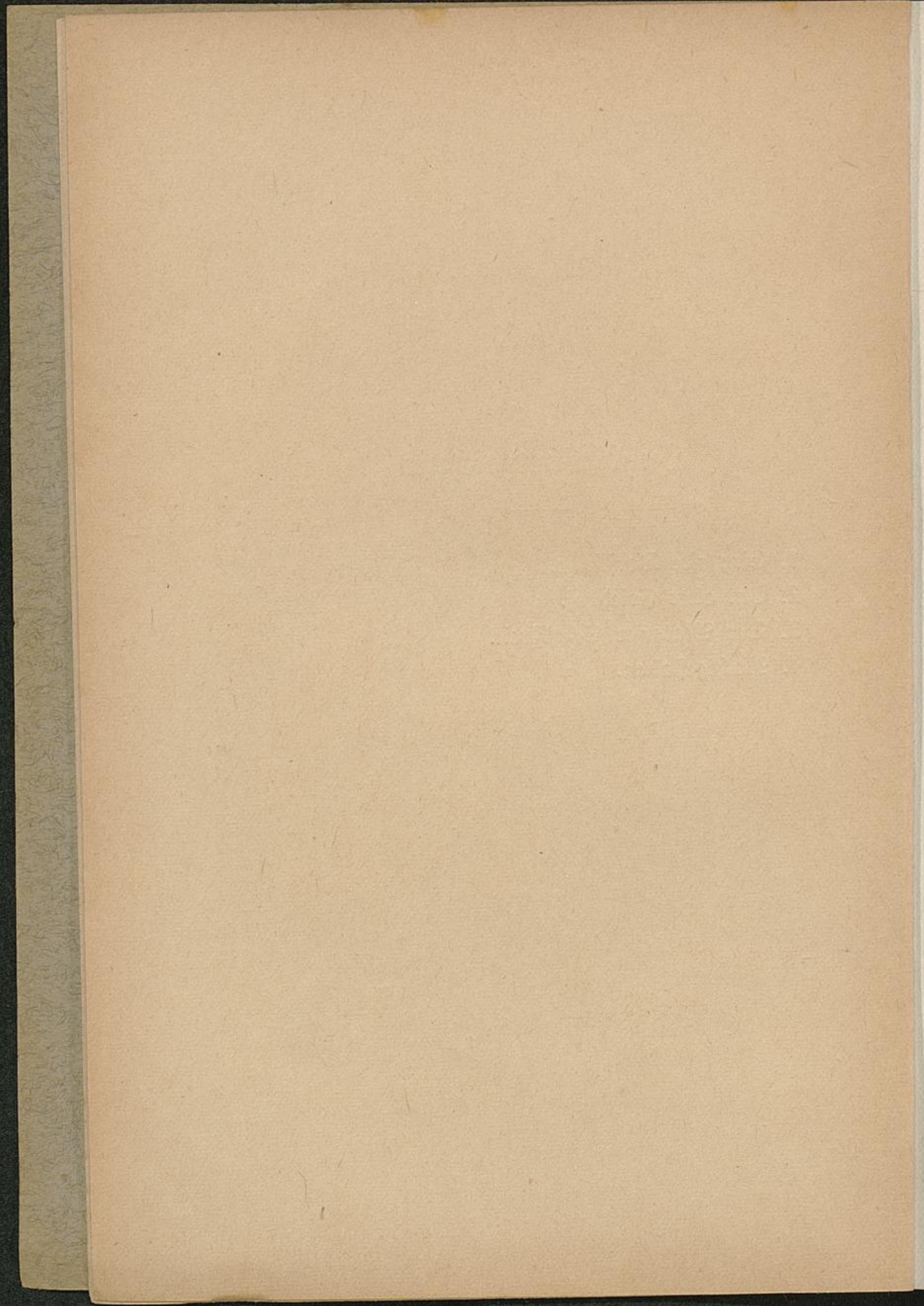
03
SR
3330

12/8289

LUHL

Inhaltsverzeichnis

1. Eine alte Dorfkirche.
2. Ein alter Friedhof.
3. Der Matorfer Schulstreit.
4. Nachtgestalten.



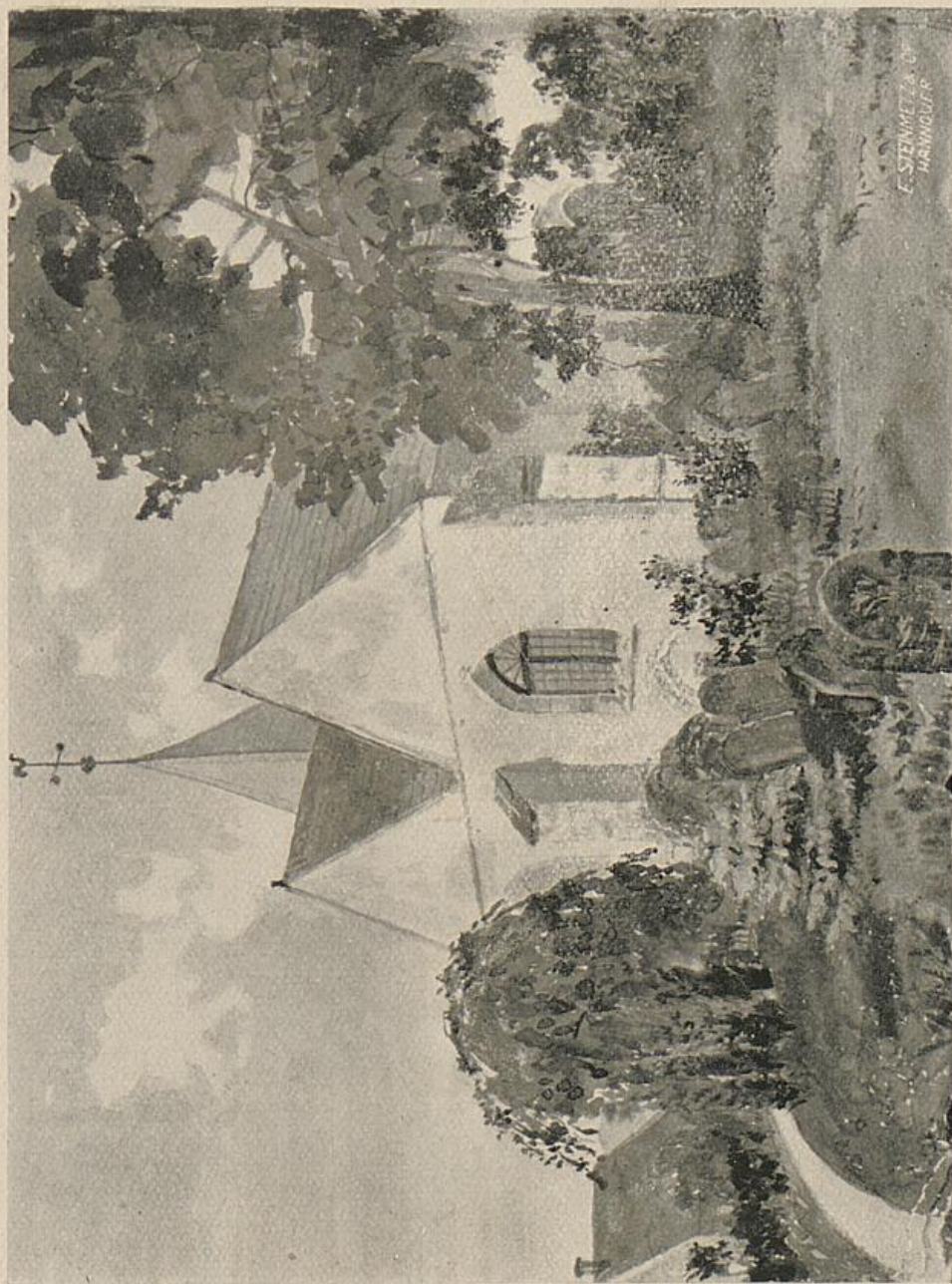
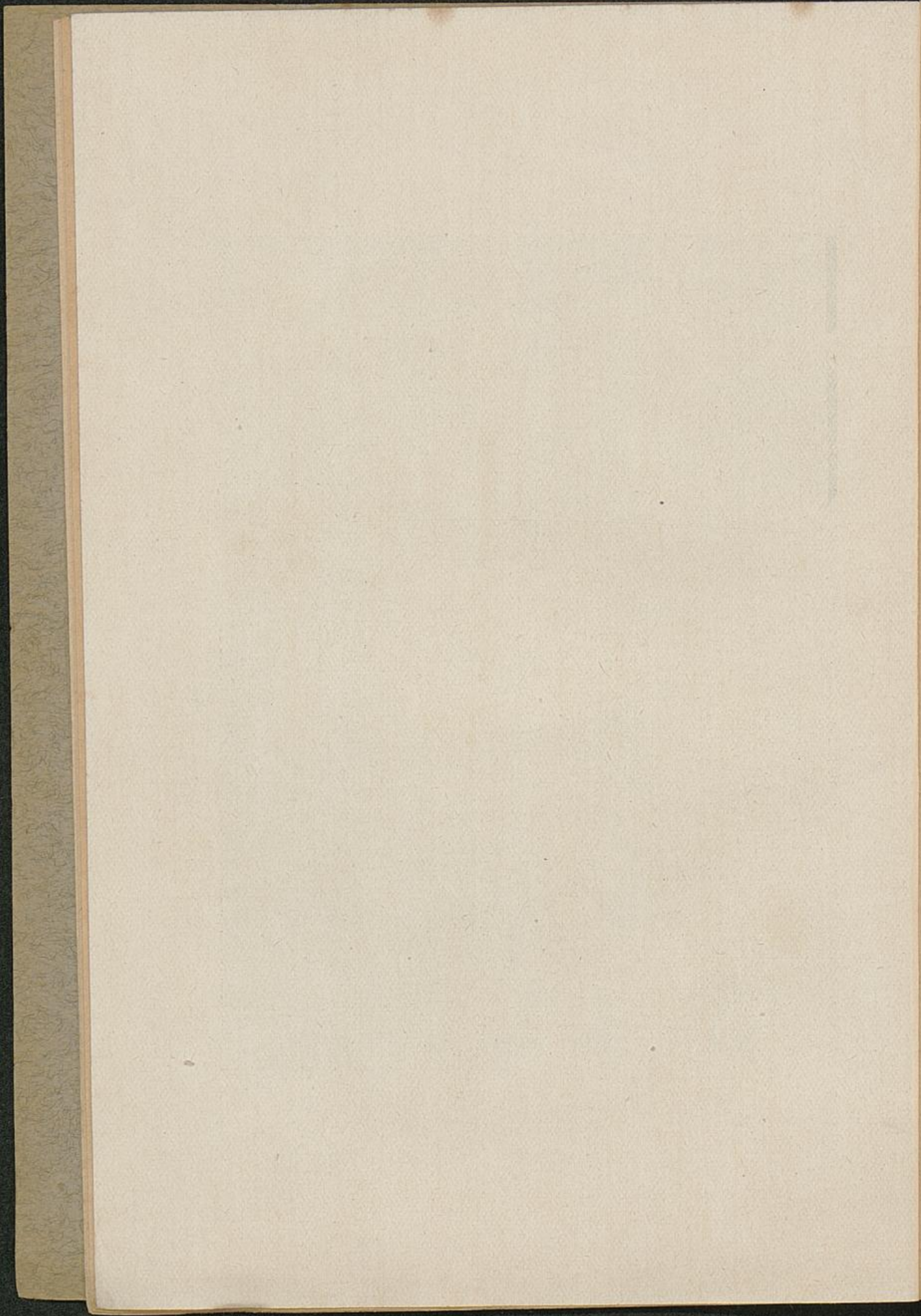


Abb. 1. Blick auf die Toller Kirche und den alten Friedhof.
Nach einem Aquarell von E. Meier-*n*.



Eine alte Dorfkirche.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Tal hinab ;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Der Wanderer, der von Schötmar aus über den Hollenstein dem nordlippischen Berglande zustrebt, erblickt bald fern im Osten, da, wo Berge den Gesichtskreis abschließen, ein helles Kirchlein. Es ist die Toller Kirche, unser liebes, altes Dorfkirchlein. Ist's auch nur klein und schlicht, vermag es doch jeden Natur- und Heimatsfreund zu erfreuen und zu fesseln. Schon wie es sich durch seine Lage an die Spitze unseres Dörschens stellt, ist reizvoll zu sehen. Fast sieht's so aus, als ob ein Hirt an der Spitze seiner Herde einen Berg übersteigen und am Abhange seinen Schafen noch eine letzte Rast gewähren wolle. Und kommen wir nun in seine Nähe, um es genauer zu beschauen, so sehen wir's von der Dorfstraße aufsteigen fast wie eine alte Feste. Der nicht hohe, aber doch wuchtige Turm verrät durch seine runden Fenster das romanische Bauwerk. Er ist der

älteste Teil der Kirche. Durch ihn hindurch gelangt man in das Hauptschiff des Gotteshauses, dessen hohe Gewölbe von zwei mächtigen Pfeilern getragen werden. Dieser Hauptteil der Kirche ist im gotischen Stile erbaut. Das zeigen uns die spitzbogigen Gewölbe und Fenster. Nur eins der letzteren, das in der Ostwand, ist kreisrund und hat feines, gotisches Maßwerk. Bevor wir Einzelheiten besehen, lassen wir uns ein Weilchen in dem kühlen Kircheninnern auf einer Bank nieder und lauschen unterdessen dem Berichte, den ein alter Pfarrer unserer Gemeinde, „van Lee, Bremensis“, der hier von 1657—1679 lebte, in ein von ihm begonnenes Kirchenbuch über die Stätte seiner Wirksamkeit geschrieben hat. „Es scheint aus allen Umständen das vor langen Zeiten und ehe die Kirche ist erbawet, an diesen ort ein Heiligthum gewesen ist, da die einfältigen Leute im Papsthum dem apostel Petro haben Gelt geopfert und ihn angebetet, daher diese Kirche auch Peterkirche ist genennet worden und zu dessen Ehre gebawet. Anno 1485 ist diese Kirche erbawet worden, wie an einem Pfeiler in der Kirchen und oben der thür mit schwarzen Buchstaben geschrieben stehet. Anno 1492 ist die Kirche ganz fertig gewesen, wie zu lesen ist an einen Pfeiler, welcher auswendig an der Kirchen stehet. Anno 1555 ist das Coer dabey gebawet worden, wie der Datum ausweijet, welcher droben angeschrieben ist. Anno 1599 ist das Kosterhaus erbawet worden. Anno 1603 Im Februrio Ist das Weem oder predigerhaus im sewr aufgegangen und verbrandt und in selben yhar ein neues an dessen stadt wieder erbawet. Anno 1640 ist der Blitz und Donnerwetter alhir in den thurm geschlagen und großen schaden getan.“

Nach diesen Aufzeichnungen ist also unsere Kirche eine Peterskirche. Petrus steht ja auch als Wächter und Patron noch heute auf dem Nordgiebel des Hauses (Abb. 2). Ein Evangelienbuch trägt er unter dem Arme, einen gewaltigen Schlüssel hat er geschultert. An ihn erinnern uns noch heute „dä Paidasdannen“, „dä Paidasbusk“ und besonders „dä Paidasborn“. Der letztere liefert den Dorfbewohnern noch immer wunderschönes, klares Wasser. Ist der Sommer auch noch so trocken, so daß alle Brunnen versiegen, der Petersborn läßt uns nie im Stich. Vielleicht hat er auch gerade viel zum Ruhm und Reichtum der Peterskirche beigetragen. Warum hätte denn auch sein Wasser nicht ebenso heilkräftig sein sollen wie das manch anderer Quelle? Ja, wer's versuchen wollte und noch jeden Morgen hier den klaren „Petersbrunnen“ tränke, wer weiß, ob's nicht auch heute noch helfen würde. Vielleicht für den Petersborn haben „die einfältigen Leute im Pabsthumb dem apostel petro gelt geopfert“. Die nach van Lee von 1485—1492 erbaute Peterskirche ist der gotische Teil der Kirche, während der Turm nach der Meinung eines Fachmannes noch viel älter ist und das Chor ja 1555 „erbawet“ wurde. Sehen wir uns jetzt zunächst einmal nach den oben erwähnten Zahlen 1485, 1492 um! Die letzte Zahl soll ja zu lesen sein „an einen Pfeiler, welcher auswendig an der Kirchen stehet.“ Und richtig, dort an der Südwand zeigt uns der Pfeiler noch heute seine Inschrift, wie er sie einst dem alten Pfarrherrn vor 250 Jahren gezeigt hat. Nur scheint die Schrift damals noch deutlicher gewesen zu sein. Wind und Wetter sind ja auch an diesen alten Zeichen nicht spurlos vorübergegangen. Die erste

Reihe der Inschrift enthält die Zahl 1492, dargestellt durch M = 1000, CCCC = 400, IC = 90, II = 2. Wenn wir die Bedeutung der Worte entziffern wollen, so müssen wir einmal daran festhalten, daß die Inschrift nach van Lee besagt, die Kirche sei 1492 „ganz fertig gewesen“, und zum ändern müssen wir bedenken, daß es sich um Worte in plattdeutscher Sprache handelt, die ja damals, noch lange vor der Reformationszeit, bei uns in Norddeutschland die herrschende Schriftsprache war. Ein Wort fällt uns beim flüchtigen Ueberlesen sofort in die Augen: Nolte. Das ist also ein noch jetzt häufiger Name. Das Wort davor heißt wahrscheinlich „deken“. Wir denken dabei an den Dekan oder die Dechanten einer katholischen Kirche, also Geistliche. In unserer evangelischen Kirche heißen die Armenpfleger ja auch Kirchendecken. Die beiden untersten Reihen der Inschrift sind sehr undeutlich und verwittert. Meiner Meinung nach lauten sie: „helt unde bertolt righde“. Bestätigt fand ich diese Ansicht durch ein der Kirchhofsmauer auf der Außenseite eingefügtes Sandsteinstück, in dessen unvollständiger Inschrift auch die Worte „deken nolte helt un bertolt“ deutlich zu sehen sind. Dieser Stein war ursprünglich das Kopfstück in dem gemauerten und überdachten Torbogen des Kirchhofseinganges, der sich also als ein kleines Haus darstellte. Als später jenes Häuschen weggeräumt und das Steinmaterial zu einer neuen Kirchhofsmauer verwandt wurde, teilte jener alte, beschriebene Sandstein dasselbe Schicksal. Doch was bedeuten nun die beiden oberen Reihen unserer Pfeilerinschrift? Schon manch liebes Mal stand ich vor diesen drei rätselhaften Worten, ratend, überlegend; ihr Sinn wollte sich mir lange nicht



Abb. 2. Petrusfigur auf dem Dachgiebel.

erschließen. — „weren — rennen“, so schienen die beiden letzten deutlichsten Wörter ja zu lauten. Aber welchen Sinn konnte das haben? Endlich glaube ich doch des Rätsels Lösung gefunden zu haben.

„Duser weien iennen“.

Die vermeintlichen „r“ sind „i“, die den Punkt hinter, nicht über dem Abstrich haben, wie wir's gewohnt sind. „Weien“ bedeutet die Kirche, das Weihum, das Heiligtum. Freilich fehlt in dem Worte das „h“, das sowohl in dem gotischen Worte „veihen“ steht, als auch in dem altniederdeutschen Ausdrucke „vih“, der z. B. im Heliand auch das Weihum, den Tempel bezeichnet. Und vor „ennen“ stört uns das „i“. Aber das mögen orthographische Eigentümlichkeiten jener fernen Zeit gewesen sein. Vorläufig halten wir daran fest, daß die rätselhafte Pfeilerinschrift in heutiger Rechtschreibung und hochdeutscher Uebersetzung so lautet: „1492. Dieses Weihums Ende. Defan (oder Dechen) Nolte, Helt und Bertolt Righde.“

Die Jahreszahl 1485, die van Lee an dem einen Pfeiler in der Kirche gesehen hat, war lange Zeit, bis 1914, übertüncht und unsichtbar. In jenem Jahr sollte eine Auffrischung des Innenanstrichs der Kirche stattfinden. Bei der Gelegenheit fanden Arbeiter, die mit dem Abkratzen der Wände beschäftigt waren, allerlei bunten, alten Schmuck unter der weißen Kalkdecke. Man ging dem nach, kratzte alles sorgfältig ab und fand nun, daß die Kirche einst schön bunt ausgemalt gewesen war. Es wurde darüber an das Lippische Konsistorium und die Regierung berichtet und dann ein Kirchenmaler aus Marburg beauftragt, die bloßgelegten Malereien zu begutachten und

Vorschläge zu deren Erhaltung und Erneuerung zu machen. Der Maler bezeichnete die vorgefundenen Malereien als ein Muster dörflichen Kirchenschmucks aus gotischer Zeit. Seinen Anweisungen gemäß wurde nun eine Auffrischung jener alten Malereien vorgenommen. Freilich wurde nicht alles wiederhergestellt, was unter dem Kalk zum Vorschein gekommen war. Das nördliche Seitenschiff, das ursprünglich um die Schlußsteine der Gewölbe mit altgotischen Zinnenkränzen geziert war, wurde bei der Erneuerung mit den Blattornamenten des Hauptschiffes versehen. Auch Decke und Wände des Chors trugen ursprünglich jenen eigenartigen Schmuck, der an die Zinnenalter Burgtürme erinnert. Das große Bild eines Apostels, wahrscheinlich des Petrus, das rechts der Kanzel die Wand bedeckte, wurde leider auch nicht wiederhergestellt. Der Apostel stand in einer gemalten Nische; sein Gewand war mattrot und auf der Brust mit einem grünen Edelstein geziert. In vielen Falten wallte das Kleid auf die nackten Füße herab. Die rechte Hand trug ein Schwert mit kreuzförmigem Griffe. Verschwunden ist nach der neuen Ausmalung auch die rote Teufelsfratze, die an der Wand neben dem linken Seitenausgange stand. Der Böse war so dargestellt, als wenn er mit hastigen Schritten herauslief aus der Kirche. Erhalten geblieben ist dagegen das Bild des gekreuzigten Heilandes über dem Spitzbogen des Chors. Wiederhergestellt ist auch die bunte Farbenpracht der Nische in der Nordwand, welche ursprünglich einer Kirchentür gegenüberlag, die jetzt zugemauert ist. Vielleicht beherbergte die Nische einst ein Muttergottesbild. Die beiden Pfeiler waren von Spruchbändern in gotischen

Buchstaben umgeben. Am linken war außer der Jahreszahl MCCCCLXXXV (1485) nur das Wort „Amen“ noch leserlich. Am rechten Pfeiler war nur das Wort „defen“ unverfehrt geblieben.

Während wir die bunten Malereien unseres Kirchleins bewundern und der Mühe gedenken, die es gekostet hat, sie aus dem Kalkgrabe erstehen zu lassen, während wir bedauern, daß nicht alles Schöne eine farbenfrohe Auferstehung hat erleben dürfen, steigt unwillkürlich auch die Frage in uns auf: Wann ist diese Dorfkunst denn ins Grab gelegt worden, wann wurde das bunte Kircheninnere mit der eintönigen Kalktünche überzogen? In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des Pfarrers van Lee, war die Kirche noch ausgemalt, denn sonst hätte auch er schon nicht mehr die Jahreszahl des Pfeilers gesehen. Ich glaube, es war 100 Jahre später, 1752, als der „Bildersturm“ in unserer Kirche ausgeführt wurde. Damals sind auch bauliche Veränderungen an der Kirche vorgenommen worden. Die häßlichen, kleinen Fenster unter den Emporen, die zu den gotischen gar nicht passen, wurden eingebaut, wie uns eins der Fenster durch die in seine Umrahmung eingemeißelte Zahl 1752 selbst erzählt. Vielleicht wurde damals auch die Tür der Südwand, der erwähnten Nische gegenüber, zugemauert. Nehmen wir dann noch hinzu die Vernichtung der Kirchenmalereien, so müssen wir diese „Renovierung“ eine Verschandelung nennen. Doch wir wollen gerecht sein und jene Tat zu verstehen suchen. An all den bunten Bildern und Ranken und Blättern mochte man sich satt gesehen haben, und die Vernichtung dieser „katholischen“ Kunst mochte manchem als evangelische

Lat erscheinen. Durch die Schließung der Tür gewann man Platz für neues, notwendig gewordenes Gestühl. Die unschönen Fenster aber erklären sich aus der Anlage der Prieche. Diese verdeckten den Leuten in den Seitenschiffen ganz die hohen gotischen Fenster und raubten ihnen das Licht. Ursprünglich sind nämlich die Emporen nicht in der Kirche gewesen. „Anno 1658, den 5. Augusti,“ so fährt van Lee in dem schon oben angeführten Berichte fort, „ist der Prieche in der Kirche erbawet worden und 53 stete darauf gemacht, kostet in alles 48 Taler 32 Groschen.“ Das war 10 Jahre nach Schluß des dreißigjährigen Krieges. Dieser volksmordende Krieg muß also an unserer, abseits vom Weltgetümmel gelegenen Gemeinde ziemlich gnädig vorübergegangen sein, denn sonst wäre die Anlage der Prieche wohl nicht notwendig gewesen. Freilich scheint mir unser ältestes Kirchenbuch aus jener Zeit doch zweimal einen Hinweis auf den dreißigjährigen Krieg zu enthalten. Einmal wird erwähnt, daß ein „Reuter aus Straßburg“ hier zur Ehe schritt und ein andermal ein „Reuter aus Lüneburg“. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese „Reuter“ als Reiter des dreißigjährigen Krieges betrachten, die bei der „Demobilmachung“ bei uns zurückblieben und hier Frauen und eine neue Heimat fanden. Von der Größe unserer Gemeinde um jene Zeit können wir uns aus den Eintragungen im Kirchenbuch ungefähr ein Bild machen. In dem Jahrzehnt 1658—1668 betrug der Jahresdurchschnitt der Geborenen 41, denen 8 Paar Getraute und 24 Gestorbene gegenüberstanden. Die für 1905—1915 geltenden, entsprechenden Zahlen lauten: 87 Geburten,

20 Trauungen, 43 Beerdigungen. Unsere Gemeinde war demnach damals wohl ungefähr halb so groß wie heute. Sie umfaßt jetzt 2500 Mitglieder. Die 1658 erbaute Prieche, wohl die an der Nordseite, reichte bald noch nicht aus. 1683 wurde die zweite Prieche erbaut. In den Aufzeichnungen, die der Nachfolger van Lees darüber ins Kirchenbuch trug, sind die Baukosten einzeln aufgeführt. Zur Vergleichung mit heutigen Preisen stelle ich sie hierher. Der Meister, der 26 Tage gearbeitet hatte, erhielt täglich 8 Groschen, im ganzen 5 Taler 28 Groschen, dazu jeden Tag eine Kanne Bier, was der Kirche auf 17 Groschen 2 Pfennige zu stehen kam. Die andern Arbeiter erhielten 7 Groschen für den Tag und auch eine Kanne Bier. „Dannendielen“ kosteten 30 Groschen, der Leim wurde für 3 Groschen gekauft und an Nägeln wurden für 9 Groschen benötigt. Eichenholz wurde im Kirchholze geschlagen. Für 1 Taler und 6 Groschen kaufte man also damals das Material zu einer Kirchenprieche. Wie würde heute eine solche Rechnung wohl aussehen? 1689 wurde die Bredaer Prieche erbaut, die jetzt die Orgel trägt. Die erste Bank war für den „Hof“ bestimmt, während die zweite „Riege“ und die sonst unten in der Kirche vom Hofe innegehabten Plätze zu Nutz der Gemeinde verkauft wurden. In demselben Jahre wurden auch die Bänke auf dem Chor eingerichtet und verkauft.

Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts befand sich unter unserer Kirche ein alter Totenkeller, die Ruhestätte der von Grote-schen Familie, „der Junker von Niederntalle“. Damals wurde dies Grabgewölbe zugeschüttet. Alte Leute erzählen noch heute, daß in dem alten

Gemäuer silberne Sargfüße und wohlerhaltene Frauenhaare gefunden worden seien. An die Niederntaller Adelsfamilie erinnern uns heute noch 3 Wappenbilder und 2 Brustharnische mit Helmen, die das Chor der Kirche schmücken. Die eine Tafel trägt die Umschrift: „Alexander von Groten, Herr zu Vortlage, Meesenburg und Nieder-Talle. Sr. Königlichen Majestät in Preußen Landrath der Grafschaft Teclenburg. Natus Ao 1696, 25. Februar, denatus Ao 1752, 23. September.“ Das Wappen zeigt unten einen dreitheiligen, rotgoldroten Schild mit einem Kleeblatt im Mittelfelde und darüber einen Ritterhelm, der von einer Krone und einem Füllhorn überragt wird.

Die zweite Tafel trägt die Aufschrift:
von Hottope,

Catarina von Hottope,
Nachgelassene Wittfrau, 1. Sehl. Bernd von Hagen zu Rutenburg im Stift Cöln, 3. Sehl. Diederich von Groten zur Vortlage in Stift Osnabrück. Nata in der Grafschaft Waldeck 1520, denata zur Niederntalle bei ihrer Tochter Anno 1613.

Jugend, was tugend, was Alter so hoch
Menschliches Leben vergehet dennoch;
Denke, bedenke mein Leser, das diß
Dir auch schier morgen geschehe gewiß.

Zur Christlichen Gedächtnis Seiner Uhrälter Mutter gesetzt von Johann itet von Groten zur Vortlage Sohn ex. Niederntalle.“

Ueber dieser Aufschrift steht das von Hottopsche Wappen: zwei offene Messer im Schilde, dieser selbst flankiert von zwei Engeln.

Die dritte Tafel erzählt von zwei jungen, im Felde gefallenen Kriegerern.

„Unser Leben ist ein täglicher Streit.
Alexander de Groten,
Rittmeister unter den Cürassieren.
Natus 1541
Denatus in Pugna 1570.
Diederich de Groten,
Rittmeister unter den Cürassieren
Natus 1543
Denatus 1570.

Posuit Joha jtet von Groten.“

Wir finnen wohl einen Augenblick dem Schid-
jal dieses Bruderpaares nach. Wo sind die
beiden gefallen? Gehörten ihnen die Brusthar-
nische und Helme, die unserm Chor einen alter-
tümlich kriegerischen Anstrich geben? Doch wir
finnen und fragen vergeblich. Aber jene beiden
sind nicht die einzigen Kriegshelden, von denen
unser Kirchlein erzählt. Dort, ein paar Schritte
weiter, links vom Chor, meldet eine eiserne Platte
in goldenen Lettern den Heldentod von 6 Toller
Gemeindemitgliedern, die im Feldzuge 1870—71
fielen. Es sind dies Siemon Stock aus Matorf,
Friedrich Schlüter aus Bavenhausen, Simon
Künne aus Welstorf, Simon Düßenberg aus
Niederbrüntorf, Simon Brand aus Bavenhausen
und Ferdinand Begemann aus Boffhagen.
Davon fiel einer, Simon Brand, als Kanonier
am 8. Januar 1871 vor Paris, während die
andern als Opfer der Schlacht vor Metz am
14. August 1870 ihr junges Leben ließen.

Und eine dritte Ehrentafel werden wir noch
besser verstehen als die beiden vorigen. Zwar ist
sie noch nicht hergestellt und aufgehängt. Aber
nicht mehr lange wird sie auf sich warten lassen
und erzählen wird sie von mehr als 100 Helden-
söhnen unserer Gemeinde, die der schreckliche

Weltkrieg 1914—18 uns entrissen hat.

1570 — 2

1870 — 6

1914—18 —100

Welch gräßlicher Fortschritt! Es ist genug! Möchte doch dieser Ehrentafel keine andere mehr folgen.

Tun wir zum Schluß noch einmal einen Schritt zurück aus jüngster Gegenwart in die ferne, dunkle Vergangenheit unseres Dorfkirchleins, die nur durch die Sage ein wenig erhellt wird!

Die Kirche sollte ursprünglich in Kirchheide erbaut werden. Steine, Sand und Holz waren schon angefahren. Da kamen eines Nachts die Toller mit Wagen und Rind und Regel und holten alles Material nach ihrem Dörschen, wobei sie sangen: Nach Tallala, nach Tallala! Eine andere, noch jetzt im Volksmunde lebende Dorfsage weiß über den Bau unserer Kirche folgendes zu erzählen. Drei Fräulein aus königlichem Geblüt hatten sich einst auf Reisen in einem großen Walde bei Minden verirrt. Zuletzt kamen sie um Mitternacht an einen hohen Pfahl, der ein Glöcklein trug. Sie zogen den Strick und läuteten so endlich Leute herbei, welche die Fräulein aus ihrer bedrängten Lage befreiten. Aus Dankbarkeit über ihre Errettung haben sie drei königliche Kirchen bauen lassen, zu Bergkirchen bei Minden, auf dem Stiftsberge bei Herford und in Talle. Auch ließen die glücklich Geretteten auf ihre Kosten noch lange Zeit jenes Glöcklein im Walde um die Mitternachtsstunde läuten.

Damit wollen wir für heute von dir Abschied nehmen, du stilles Dorfkirchlein. Mögest du unserer Gemeinde noch für Jahrhunderte den

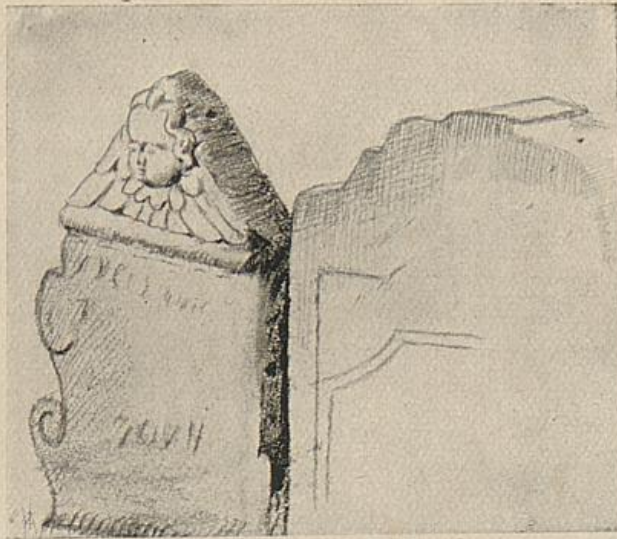


Abb. 3. Grabsteine aus dem Jahre 1651 und 1728.

Weg zeigen hinauf zu den Bergen, von denen
uns Hilfe kommt! Mögest du auch noch lange
den wandernden Naturfreund und den sinnenden
Heimatsfreund erfreuen.

Der alte Friedhof.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

Wenn die ersten Frühlingswinde wehen,
gehen wir gern auf unsern alten Kirchhof. Nur
ein paar Schritte liegt er vom Schulhause. Ein
ganzes Heer von Schneeglöckchen sproßt dann aus
dem Rasen. Niemand stört sie, niemand pflückt
sie. Wie eine freudig bewegte Kinderschar stehen
sie im Winde. Auch wir sind freudig bewegt.
Gottlob! Der lange Winter ist dahin, der Früh-
ling grüßt. Und stille Grüße scheinen's uns auch
zu sein von den Schläfern hier unterm Rasen.
Der Tod ist verschlungen in den Sieg, in das
Leben! Haben die Schneeglöckchen dann aus-
geläutet ihre fröhlichen Frühlingsklänge, sind sie
wieder hinabgestiegen in der Erde Schoß, zu er-
zählen den Schläfern in deren Träume vom
ewigjungen Leben und Werden dort oben, dann
beginnt ihrer stolzen Schwestern, der Narzissen
Frühlingsreigen. Hier im Rasen, da an der
Mauer, dort in der Trauereichenlaube, wo nur
ein Plätzchen ist, blühen und duften sie in den
Frühling hinein. Wenn's Pfingsten ist, blüht

und lockt der Flieder. Der ganze Friedhof ist dann ein Fliederpark, in dem zwischen einer weißen und violetten Partei ein Wettblühen und Wettduften veranstaltet zu sein scheint. Und so zeigt sich der Friedhof den ganzen Sommer im wechselnden Schmuck von Blumen und Blütensträuchern. Im Winter aber erfreut uns noch der üppig wuchernde Efeu und das zartere Immergrün. Der alte Kirchhof ist nicht nur der schönste Dorfplatz, er ist auch der traueste und stillste. Will ich einmal nach dem Hasten und Lärm der Arbeit ein halbes Stündchen allein sein zur Sammlung und Erholung, denke ich meist zuerst an ihn. Ist er doch am nächsten zur Hand. Da bin ich ungestört und allein und doch inmitten erfrischender Natur. Nur ein Rotschwänzchen rastet einen Augenblick auf einem alten Grabsteine. Schon fliegt's hastig weiter. Nur der alte Petrus steht dort oben auf des Daches First als Kirchen- und Kirchhofswächter. Aber er stört mich nicht. In seiner steinernen Ruhe zwingt er auch mich zur Ruhe und lenkt den Blick empor zum blauen Himmel oder zum leuchtenden Abendrot.

Am lebhaftesten ist's am Sonntagmorgen auf dem Friedhose. Dann treffen sich hier, bevor Glocken- und Orgelklänge ins Gotteshaus rufen, Freunde und Bekannte, erzählen einander von ihren Arbeiten und Sorgen, von ihren Lieben daheim und in der Ferne, nehmen und geben Rat, wie's nottut. Nur leiser wird geplaudert als sonst, wenn Menschen zusammenkommen. Früher wird's am Sonntagmorgen noch stiller und ernster zugegangen sein. Da suchte so mancher ein frisches Grab, das ihm ein Liebes barg; ein Zeichen der Liebe, ein Strauß, ein frisch

gewundener Kranz wurde aufs Grab gelegt, stille Zwiesprache wurde gehalten mit den Toten dort unten. Jeder Sonntag führte die Gemeinde auch in die Mitte der Toten, und bei jedem Kirchgange hielten auch sie den Lebenden, Sorgenden und Irrenden, eine eindringliche Predigt. Ernster als heute mögen darum damals die Menschen eingetreten sein ins Kirchlein, empfänglicher die Herzen für göttliche Lehren und Mahnungen, auf den rechten Ton gestimmt von den Toten. Mag die Sorge für die Gesundheit der Lebenden recht gehabt haben, die Totenhöfe aus der Dörfer Mitte nach draußen ins Feld zu verlegen, den Herzen der Dorfbewohner konnte es für ihre Toten kein lieberes Plätzchen geben als den stillen Friedhof rings ums Kirchlein. Aber schließlich siegte doch die Notwendigkeit. Das Dorf war gewachsen, der Lebenden waren mehr geworden, der Toten auch. Der Toten Dorf, der Friedhof, konnte sich nicht vergrößern, da es an Platz fehlte. So mußte den Toten eine andere Ruhestatt angewiesen werden. Die Jahre kamen und gingen. Immer einsamer wurde es um die Grabhügel am Dorfkirchlein, immer weniger wurden der leidtragenden Besucher. Die Toten und ihre Stätten wurden mehr und mehr sich selbst überlassen; hier sank ein Kreuz und da auch eins, nach und nach wurde die schaffende Natur allein die Kirchhofsgärtnerin. Grüner Rasen deckt gleichmäßig die Gräber. Aus dem Totenhofe ist ein Garten geworden. Nur die alten, steinernen und eisernen Denkmäler, die vielen Trauereschen geben diesem Garten ein eigenes Gepräge. Die alten Gedenksteine erinnern uns immer wieder daran, daß hier heiliges Land ist, daß hier Erdenpilger ausruhen, die vor uns gelebt, gestritten und

gelitten haben. Hier hat die Liebe geweint und doch gehofft, selbst über Grab und Tod hinaus; hier fühlten Menschenherzen am deutlichsten den Pulsschlag der Ewigkeit. Fühlst du ihn hier nicht auch? Klingt nicht leise auch ein Sprüchlein um die Steine, das nicht den Toten, das dir selbst gilt? „Hirtenknabe, Hirtenknabe, dir auch singt man dort einmal!“ Auch über dir und deinem Leben wächst einmal Gras und was wird sein, das du bereitet hast? Lebe recht!

Mich haben die alten verwitterten Steine immer wieder angezogen; immer wieder hab' ich ihnen ins Gesicht schauen müssen, und manches haben sie mir gezeigt und erzählt, was man beim flüchtigen Gang über den Friedhof nicht sieht und hört. Begleite mich einmal auf solch einem Gange von Stein zu Stein! Vergangene Dorfzeit wird wieder wach. Du belauschst Menschenherzen in ihrem Lieben und Leiden, Hoffen und Trostsuchen, die nun längst nicht mehr schlagen, du wirst auch bekannt mit einem Stück alter Dorfkunst. Also folge mir ein Stündchen! Dort unter der Trauereiche steht das älteste der etwa 80 Denkmäler unseres Friedhofes (Abb. 3). Es ist eine dünne Sandsteinplatte, etwa 70 Zentimeter hoch, 50 Zentimeter breit, 8 Zentimeter dick. Oben läuft sie spitz zu wie ein Giebel. Im „Giebelfelde“ steht ein Engelkopf mit Flügeln drunter. Der Stein trägt die Inschrift: Anno 1651, den 19. May ist Kunnelueke in Gott entschlafen, seines Alters 70 Jahre. Auf der Rückseite steht: Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele Gott zu dir. 270 Jahre hat der Stein also hier gestanden. Der, dem er zu Ehren gesetzt war, hat die Stürme des 30jährigen Krieges erlebt, wie wir die

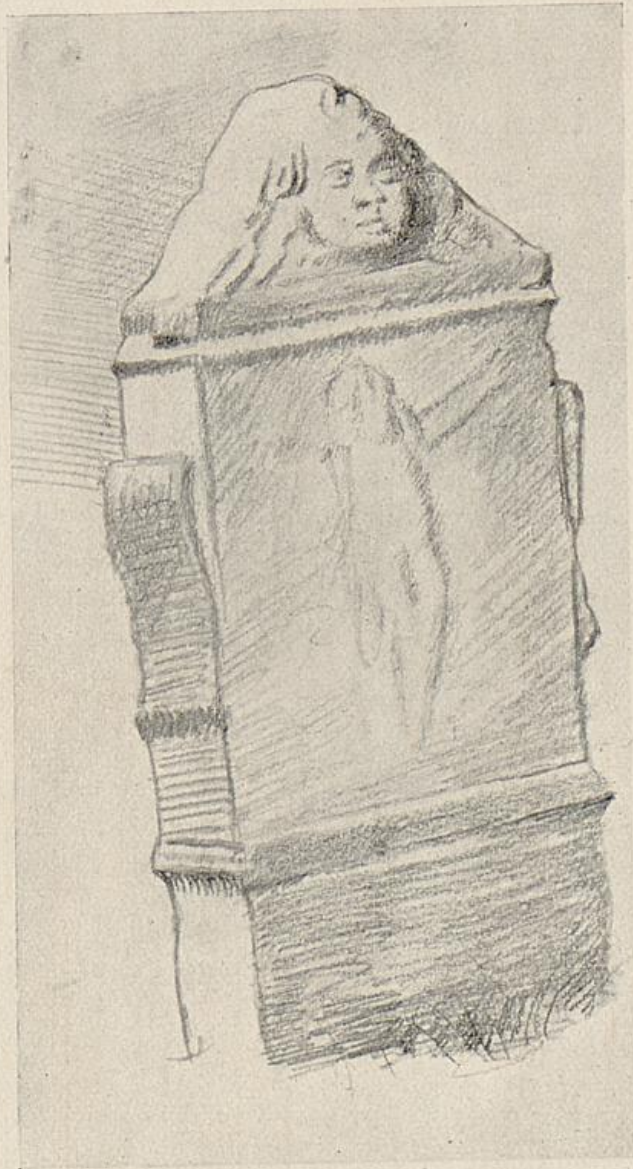
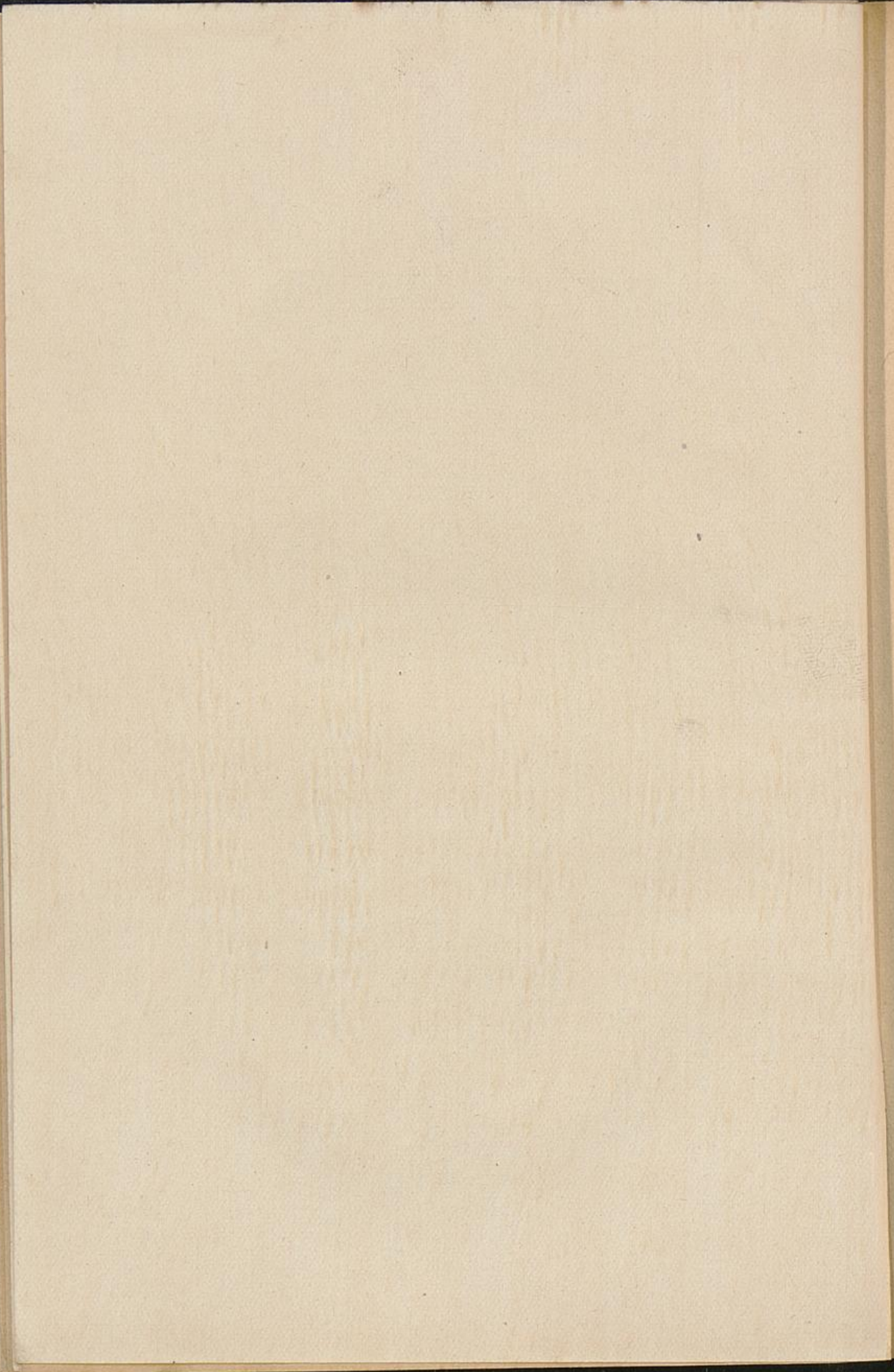


Abb. 4. Grabstein aus dem Jahre 1684.



Stürme unsers Weltkrieges; und vielleicht ist er gerade durch die rauhen Kriegsstürme der Gottsucher geworden, als den ihn uns das Psalmwort der Rückseite vorstellt. Mit spitzem Giebel finden wir noch 3 weitere Steine, sämtlich aus dem 17. Jahrhundert stammend, mit den Jahreszahlen 1683, 1684, 1690. Der Stein 1683 zeigt den Tod des ehrenachtbaren Hans Klocke zu Röntrup an und hat auf beiden Seiten Engelköpfe. Der Stein 1684 ist dadurch ausgezeichnet, daß er auf der Vorderseite neben dem Engelkopfe als weiteren Schmuck Jesus am Kreuze zeigt, mit einer knienden Gestalt davor (Abb. 4). Außer diesen 4 spitzen Steinen stammen aus dem 17. Jahrhundert noch 5 andere, die oben abgerundet sind (Abb. 5). Sämtliche Steine zeigen als Schmuck Engelköpfe mit langen, natürlichen Haaren oder mit Perücken. Daß sie „ehrenachtbaren“ oder „tugendsamen“ Menschen zur Erinnerung gesetzt sind, meldet außer dem oben angeführten Steine kein anderer aus dieser Zeit. Einer dort an der Friedhofsmauer erweckt durch seine Inschrift unsere Aufmerksamkeit. „Anno 1694, den 8. May ist Simon Heinrich Vogt zeitigen Rüstlers Sohn sechlich im Herrn entschlafen.“ Ein paar Schritte weiter an der Mauer ruht das Elternpaar. 2 Steine, die uns davon melden, zeigen uns die Denkmalkunst des 18. Jahrhunderts. Die Steine sind bedeutend größer und dicker als die älteren, über 1 Meter hoch und viel reicher verziert. Oben zeigen sie, wie alle Steine dieses Jahrhunderts, die abgerundete Form; auch die Seiten zeigen gebogene Linien. Das Kopfende der Vorderseite zeigt bei beiden ein wappenartiges Monogramm; Engelköpfe finden wir auf den Rückseiten, die

außerdem durch Blumenranken und Totenschädel verziert sind. Auch die Inschriften sind nicht mehr so schlicht und einfach, wie wir's bei den ältesten Steinen sahen. Auf dem einen Steine steht: „Hier ruht der ehrenachtbare Conradus Bogt, gewesener treufleißiger Küster und Kirchengdiener zur Talla ist Anno 1706 den 23. Marty selblich in den Herrn entschlafen, seines Alters 44 Jahre“. Die Rückseite trägt die Worte: „Math. Cap. 25, Vers 21: Ey, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen. Geh ein zu deines Herrn Freude“. Still wünschen wir, daß auch über unserm Leben und Grabe einst in Wahrheit diese Worte stehen könnten und sehen dann auf den andern Stein. „Allhier ruhet die ehr- und tugendsahme Frau Catharina Collers, selblichen Conradi Bogds, Küstern und Schuldienern zu Talla Ehefrau, ist in dem Herrn entschlafen Anno 1708 ihres Alters (unleserlich). Von Witwentrauer erzählt der Spruch auf der Rückseite: „Tertius Psalmo CXIX Vers 92: „Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende“. Im Kirchenbuche suchte ich gelegentlich einmal nach, wie alt denn die Frau meines „selblichen“ Amtsvorgängers geworden sei. Richtig, da stand's ja: „Januar 17. Heute haben wir die alte Küstersche begraben ihres Alters 61½ Jahre“. Ich mußte doch lachen über den schlichten, bündigen Kirchenbuchsstil neben der schwülstigen Denkmalsinschrift. Und allerlei Gedanken und Vermutungen wollten auftauchen beim Lesen der Zahlen 44 Jahre — 61½ Jahre. Doch still, laß ihr Schicksal auf sich beruhen auch in deinen Gedanken! Gehts nicht auch heute noch wunderbarlich zu im Leben? Aus der Zeit von

1700—1800 stehen im ganzen 26 Denksteine auf unserm Friedhose. Davon gehört der jüngste, aus dem Jahre 1782 stammend, einer anderen, neuen Zeit an und soll an dieser Stelle nicht berücksichtigt werden. Alle andern tragen reichen Schmuck in Blumen- und Zweigranken, in Wap- pen und Monogrammen. Alle sind auch mit Engelköpfen geziert, allerdings häufig auf der Rückseite. Die Zeit, aus der diese Steine stammen, scheint eine Zeit des Wohlstandes für unsere Ge- meinde gewesen zu sein. Man hatte Geld und gebrauchte es gern, um die Toten und sich selbst damit zu ehren. Wir müssen freilich daran den- ken, daß der Teil des Friedhofes, der die noch stehenden Denksteine trägt, nur aus Erbbegräbnis- stätten bestand, also der wohlhabenden Bevölke- rung vorbehalten war, während die ärmeren Leute auf der „Armenbegräbde“, weiter zurück- liegend, ihre Ruhestätte fanden. Eigentümlich sind dem 18. Jahrhundert die Doppelsteine. Be- sehen wir uns einen etwas genauer! Der ganze Stein ist 1,25 Meter breit und 1,15 Meter hoch. Die rechte Hälfte des Denkmals zeigt oben ein Monogramm mit den Buchstaben H G und darunter die Inschrift: „Anno 1705 den 25. Martii ist der ehrenachtbare Heinrich Grote- gut zu Welstrub selig in dem Herrn ent- schlafen seines Alters 35 Jahre. Die linke Hälfte trägt oben einen Kranz mit einem Herzen drin. Aus dem Herzen sprießt eine Blume, und 2 Pfeile durchbohren es. Die Inschrift drunter lautet: „Anno 17— den ——— ist die ehr und tugendsahme Frau Anna Ilhabe Brandes seelig in dem Herrn entschlafen, ihres Alters ——— Jahre.“ Wir stutzen einen Augenblick. Was bedeuten die Striche in der Inschrift? Aber des

Rätsels Lösung ist bald gefunden. Die Witwe hat beim Tode ihres Mannes sich selbst ein Denkmal mitgesetzt, ihrem liebenden und trauernden Herzen, das einst auch dem toten gelten sollte. Uns scheint es zwar etwas sonderbar, von sich selbst als einer ehr- und tugendsamen Frau zu sprechen auf einem Denkmal und sich als selig in dem Herrn entschlafen zu bezeichnen in vielleicht voller Lebens- und Jugendkraft. Aber jene Zeit mußte darin wohl anders fühlen und urteilen; denn ähnliche Denkmäler finden wir häufiger, und sie wären sicher nicht gesetzt worden, wenn sie lächerlich gewirkt hätten. Etwas neugierig, was die Witwe ihrem Manne und sich wohl für Denksprüche ausgesucht hat, besehen wir die Rückseite dieses interessanten Doppelsteines und lesen dort unter ernstest Engelköpfen für ihn: „Textus Math. 25, Vers 21 Ey, du frommer und getreuer Knecht“ usw. und für sie: „Textus Psalm 34 Vers 20 Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem allen.“ Wir finnen wohl einen Augenblick dem weiteren Schicksal dieser Frau nach. Ob sie vielleicht ein neues Lebensglück an der Seite eines anderen Gatten gefunden hat und an dessen Seite auch ihre Ruhestatt auf dem Friedhose? Oder warum sonst ist die Inschrift nicht durch die Zahlen ergänzt, die sich auf ihren Tod beziehen? Wir finnen wohl, aber ersinnens nicht. „Hier schweigt der Stein, und stumm ist selbst die Sage.“

Die Ausdrücke „ehrenachtbarer Mann oder „ehr- und tugendsame Frau“ lesen wir auf allen Denkmälern dieser Zeit. Ja, wir können eine gewisse Steigerung in diesen Ausdrücken durch die Jahrzehnte verfolgen. Aus dem „ehrbar“ Manne wird der „ehrenachtbare“ oder „ehr- und



Abb. 5. Grabstein aus dem Jahre 1694.

achtbare“, dann der „wohl ehren und achtbare“ und schließlich der „wohl ehrengedachter und vorachtbare“ Mann. Die Frau aber entwickelt sich aus der „ehrsamen“ Frau zur „ehr- und tugendsamen“, zur „viel ehr und tugendsamen“, zur „viel ehr- und tugendliebenden“ Frau. Die letzten Steigerungen in den Bezeichnungen menschlicher, besonders männlicher Tugend berühren uns doch sonderbar und um so merkwürdiger, als alle „gesteigerte“ Tugend sich Lebende selbst beigelegt haben, da immer auf diesen Steinen die Todesdaten fehlen. Da können wir doch das Sprichwort nicht mehr unterdrücken: „Eigenlob stinkt“. Ja, es stinkt manchmal noch nach 200 Jahren.

Ein paar Steine des 18. Jahrhunderts fallen uns noch durch ihren sinnvollen, wappenartigen Schmuck auf, ein paar andere durch ihre Inschriften.

An 2 Denkmälern finden wir Wappenkränze mit Glocken drin und darunter steht in der Inschrift der Name „Kloche“. Ein Johann Stod aus „Madorf“ hat sich bei Lebzeiten ein Denkmal gesetzt, das einen Kranz mit einem „Stoche“ als Wappen zeigt. Dort, ganz im Gebüsch versteckt, steht ein Stein, der zur Zeit nicht mehr ganz zu seinem Recht kommt. Er wird nämlich fast von niemand mehr gesehen und will doch unsere Aufmerksamkeit erregen. Redet er doch den Vorübergehenden geradezu an.

„Sterblicher. Hier ruhen die Gebeine der ehr- und tugendsamen Jungfrau Anna Margareta Hurhols zeitiger Schulmeister zu Bavenhausen eheliche Tochter, ist geboren im Jahre 1724 und gestorben im Jahre 1753. Hat in dieser Welt gelebt 29 Jahre.“

Und auf der Rückseite redet das Fräulein selbst zu uns mit dem „Tertus: Hiob Kapitel 7, Vers 6: Meine Tage sind leichter dahin geflogen denn eine Weberspule und sind vergangen, daß kein Aufhalten dagewesen ist“.

Mit ähnlichen Worten klagt der schon oben erwähnte, noch lebende, aber sicher schon siechende Johann Stock aus Madorf: „Meine Tage sind dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras. Psalm 102, Vers 12.“ Einen schnellen Tod läßt der Denkspruch jenes Steines an der Mauer vermuten: „Amos 3, Vers 6: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?“ Bezieht sich der Spruch hier doch auf ein Töchterlein des „wohlehrgeachteten und vorachtbaren Hans Henrich Freytag zu Rentrup,“ das 1728 geboren und 1733 schon wieder gestorben ist.

Bevor wir Abschied nehmen von dieser formen- und wortreichen Denkmalszeit des 18. Jahrhunderts, die uns wohl die letzten schwachen Wellen des gezierten Wesens höfischer und französischer Kultur zeigt, besehen wir noch einen Grabstein, der uns durch seine Breite auffällt. Dieser mißt 2,83 Meter, wogegen die Höhe von 0,67 Meter nur unerheblich ist. Er umfaßt 3 Einzeldenksteine, deren jeder oben einen Engelkopf trägt. Auf der Vorderseite ist das Mittelstück ganz leer, die beiden Seitenstücke tragen die Inschriften: „Anno 1700 ist der ehrbare Johann Henrich Vogtkrüger zur Kirchheide selig im Herrn entschlafen, seines Alters 47 Jahre.“

„Anno 1701 ist die viel ehr und tugendsame Frau Anna Catharina Clasmeyers, Hans Christianus Rublenholzers, Krüger zur Kirchheide Ehefrau selig im Herrn entschlafen.“

Mit einem Denksteine aus dem Jahre 1782 beginnt in der Denkmalkunst unseres Friedhofes

eine neue Zeit. Der Stein macht im ganzen den Eindruck größerer Schlichtheit und Einfachheit. Der Engelkopf ist verschwunden. Dafür ziert die Vorderseite eine Rose, die Rückseite ein Stern. Rose und Stern deuten auf die herrschaftlichen Dienste hin, in denen der Entschlafene gestanden hat. Die Inschrift meldet darüber: „Hier ruhet Herr Friedrich Christian Ribbentrop, gewesener Conduktor der herrschaftlichen Meierey Breda.“ Der Denkspruch der Vorderseite ist nicht mehr ganz leserlich. Es ist scheinbar ein Gesangsvers, dessen zwei erste Reihen so lauten: „Laß mich dereinst, wenn Jesus ruft, ganz trostvoll auferstehn.“ Der Geist der Einfachheit spricht auch aus fast allen Denkmälern des 19. Jahrhunderts. Sie machen vielfach geradezu einen ärmlichen Eindruck. Ohne Schmuck, ohne Spruch stehen sie da, nur wenig den Erdboden überragend. Als Inschrift finden wir häufig nur einen Namen und ein paar Buchstaben, die wohl Abkürzungen von Worten sind, deren Sinn heute nicht mehr verständlich ist. Wie erklärt sich wohl diese Einfachheit, ja Dürftigkeit in diesen Denksteinen gegenüber denen aus dem Jahrhundert vorher? Wurden die Toten weniger geliebt und geehrt? Ich glaube nicht. Der Zeitgeist war ein anderer geworden. Auf die Beziertheit und Gespreiztheit des 18. Jahrhunderts waren Schlichtheit und Nüchternheit gefolgt. Es ist fast, als ob sich auch in den Steinen unseres Dorffriedhofes der Geist der französischen Revolution und der ihr folgenden eisernen Kriegszeit wieder spiegelte. Die Lebenden empfanden und dachten anders; darum ehrten sie auch ihre Toten anders. Und wie ja manchmal die größten Gegensätze sich ablösen, so auch hier. Auf größ-

ten Formenreichtum folgt Dürftigkeit und Armllichkeit in der Form.

Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts finden wir als neue Denkmalsformen Kreuze aus Eisen und Stein. An einigen dieser gußeisernen Kreuzdenkmäler finden wir neben allerlei Verzierungen männliche Engelgestalten mit zur Erde gefehrten brennenden Fackeln. Diese der griechischen Kunst entnommene Symbolik des Todes nimmt sich auf unserm schlichten Dorffriedhofe wunderbar genug aus. Wie anheimelnd wirken dagegen die Engelnköpfe der alten Sandsteine! Daß aber auch ein schlichtes Eisenkreuz einen würdigen Grab schmuck bilden kann, sehen wir an einem andern Denkmale, auf das unser Blick fällt. Redet der schlichte Kreuzesbalken nicht eindringlicher zu uns als manche andern Eisenkreuze, die sich scheinbar nicht genug tun können an allerlei Verzierungen und Schmuck? Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir neben den oben schon erwähnten ganz einfachen und ärmlichen Sandsteinplatten auch Sandsteinkreuze. Wenn wir die 3 Denkmäler dieser Art zusammenstellen, so sehen wir in Beispiel und Gegenbeispiel, wie man solche Denkmäler gestalten sollte und wie nicht. Betrachte einmal jene 2 häßlichen Sandsteinkreuze! Der Unterbau ist 1,70 Mtr. hoch, das Kreuz nur 0,30 Mtr. Sie berühren uns in ihrem Aussehen ähnlich wie ein verwachsener Mensch mit plumpem Unterkörper, dem der Kopf tief zwischen den Schultern steckt. An dem einen Denkmale liegen noch die Zierkränze mit den Inschriften schräg, so daß man sich fast die Augen verrenken muß, wenn man die Worte lesen will. Wie wuchtig und doch schön und wohlgestaltet nimmt sich dagegen dort das Sandsteinkreuz aus.



Abb. 6. Grabstein aus dem Jahre 1765.

Der Unterbau ist 0,90 Meter hoch, das Kreuz 0,98 Meter. Hier ist schlichte, schöne Sachlichkeit, dort gezierte Plumpheit.

Wir haben den Gang über unsern alten Kirchhof beendet. Wenn wir an die Denkmalskunst so mancher neueren Friedhöfe denken, möchten wir wünschen, daß so ein alter Kirchhof mehr besucht würde von denen, die Denkmäler herstellen oder mit solchen liebe Gräber schmücken wollen. Dauerhaftigkeit und Schönheit der neuen Friedhofsdenkmäler könnten dadurch viel gewinnen.

Gehen wir gern einmal auf unsere alten Dorffriedhöfe. Schützen und pflegen wir sie, wo es nötig ist; wir hegen und pflegen damit ein Stück Heimat. Und so ein alter Dorffriedhof wird uns vielleicht zu einem alten, stillen Freunde, der erzählt und belehrt, mahnt und tröstet, wie's uns gerade nottut.

Der Matorfer Schulstreit.

Von Lemgo aus ging's im Metel aufwärts dem Heimatdörfchen zu. Es war ein sonniger, aber kühlfrischer Herbsttag. Meine Gedanken weilten noch bei alten, vergilbten Aktenblättern, die ich vor ein paar Stunden in Detmold, im Archiv, durchstöbert hatte. Alte, längst vergangene Zeiten waren lebendig geworden, die einst für die vor mir liegenden Dörfer Zeiten eines eigenartigen Kampfes gewesen waren, eines Kampfes um Schule und Schulkinder. Und mit besonderem Blick betrachte ich heute die ja schon oft gesehenen und durchwanderten Stätten dieses

Streits. Dort rechts liegt breit und behäbig auf sanftem Hügel inmitten schon wieder grüner Saaten, Breda. Die Landstraße aber führt mich durch die Hauptkampfstätten Bredaerbruch, Lehmkuhle und Matorf. Wie mag's damals, vor 200 Jahren, wohl hier ausgesehen haben? All die schmucken Steinhäuser rechts und links der Straße müssen wir uns wegdenken. Die Schmiede, vor der sich jetzt immer Maschinen an Maschinen, Wagen an Wagen reihen, die alle auf die bessernde Hand des Meisters warten stand noch nicht. Dort die alte Lokomobile mit ihrem schwarzen „Zeigefinger“ gehörte auch nicht in jene Zeit. Den Fachwerkhäusern und besonders den alten Scheunen und „Bäcken“, die vielfach noch Holzgeslecht und Lehmwände zeigen, traut man's schon eher zu, vor 200 Jahren mit dabei gewesen zu sein. Vor einem dieser alten Bauten lese ich denn auch im Vorübergehen die Jahreszahl 1688. Auch in ein paar Eichengruppen vermute ich Zeugen jener fernen Tage. Und die Menschen sehe ich heute ebenfalls mit eigenen Augen an. Drei kleine Mädchen begegnen mir, nicht ganz sauber unter den Nasen, aber mit frischen, roten Backen. So werden die „metgens“ vor 200 Jahren auch wohl ausgesehen haben, nur die warmen Mützen und Tücher fehlten gewiß. Jener Bauer mit dem Leinwand über dem Rücken, der Roggen sät, und der Junge dabei, der mit zwei Rüben eggt, passen schon zu dem Dorfbilde von 1719. Und erst das verhuzelte Mütterchen, das dort über der „Heketür“ lehnt, scheint geradezu aus jener Zeit zu stammen. Nun lasse ich mich durch die alten Schulkästen auch noch dazu verleiten, von der festen Dorfstraße in Matorf abzugehen und rechts dem

ausgefahrenen Dorfwege zu folgen, der zum Riesen hinanführt, jenem waldigen, breiten Bergrücken, der Matorf von Talle trennt. Einladend sieht der Weg nicht aus. Aber kein Schmutz kann mich heute abhalten, ihn zu gehen, spielte er doch in der Kampfgeschichte, die mich bewegt, keine unbedeutende Rolle. „Aber nun endlich einmal heraus mit deiner Geschichte!“ wirfst du, lieber Leser, gewiß denken. Nur noch einen Augenblick Geduld! Im Emporklettern läßt sich nicht gut erzählen. Sieh dir eben erst noch die meterhohen Mergelwände zu beiden Wegseiten an, und stell dir vor, wie's wohl zur Winterzeit hier aussieht. Nun sind wir endlich ja auch aus dem größten Dreck heraus, und ich lade dich ein, mit mir hinter jenem Tannenbusche auf dem Rasen Platz zu nehmen. Die Sonne scheint hier noch recht warm, und das Tannengebüsch schützt uns vor dem kalten Nordwest. Hier laß dir also von dem alten Matorfer Schulstreit erzählen und denk dir all den Aerger und Verdruß hinzu, den solch ein Gemeindestreit immer macht, um ein richtiges Bild von der Sache zu gewinnen!

Das erste Urkundenstück, die „Kriegserklärung“, vom „26. May 1704“ hebt feierlich genug also an: „Wir zum Gräflich lippischem christlichem Consistorio verordneten Commissare general sügen denen eingepfarrten des Kirchspiels Talle zu wissen, daß des Höchst unsers gnädigen Regierenden Landesherrn Hochgräfliche Gnaden aus sonderbahrer landesväterlicher Vorsorge zu desto beßerer Ziehung der Jugend in der wahren seligen verkändnis und der furcht Gottes hin und wieder in der Grasschaft und landen ordinare nebenschulen angeordnet, wie dann auch deren

zwey im Kirchspiel Talle alß auf der Kirchheyde und in Bavenhausen aufgerichtet und alle Klipp- und winkelschulen gänzlich abgeschafft und verboten sein sollen." Da aber „denen zuwider der saaks Meyer im Hurhohle und der alte Brinkmeyer zu Istorf sich unterstanden, Klipp- und winkelschulen anzuordnen und zu halten, welches nicht allein zum Nachteil der ordinären Schulmeister gereicht, sondern auch allerlei Unordnung nach sich ziehet“, so werden die Untertanen des Taller Kirchspiels ermahnt, ihre Kinder hinfort in eine der 3 verordneten Schulen fleißig zu schicken und sich aller Klipp- und Winkelschulen zu enthalten. Die Schulgemeinden werden dann genau so abgegrenzt, wie sie es heute noch sind; nur gehörten Matorf, Bredaerbruch und Lehmkuhle zur Taller Schule. Angedroht wird bei erstmaliger Uebertretung der Verordnung eine Strafe von 6 Groschen, während bei weiteren Verfehlungen „nach befinden verfahren werden soll“. Auf Grund dieses Erlasses klagt nun im Januar 1717 der Küster Jungebluth in Talle gegen den „Schulmeister Rehden“ in Kirchheide, daß dieser ihm 5 Kinder aus Matorf entziehe „und zwar ohne die geringste uhrsach wegen meine fleiß und treu der Jugent“, und daß die Matorfer trotz häufiger Ermahnungen des Predigers und Superintendenten ihre Kinder dennoch nach der Kirchheider Schule schickten.

Daraufhin ergeht an den Schulmeister in Kirchheide die Entscheidung, „sich der Matorffer und lehmkuhler Kinder gänzlich zu enthalten“, „denen Matorffern und lehmkuhlern“ aber wird befohlen, ihre Kinder nach Talle zur Schule zu schicken, wie auch nicht weniger, dem Küster und Schulmeister daselbst von der Zeit an sie ihre

Kinder Ihm entzogen, daß Schulgeld richtig zu vergnügen, wonach man sich zu richten." Doch die Matorfer und Lehmfuhler richteten sich nicht danach. Henrich aus Matorf schrieb einen ausführlichen Bericht gegen den Taller Küster und die konsistoriale Verfügung. Die Kirchheider Schule sei nur eine viertel Stunde weit entfernt, die Taller aber eine ganze. „Unsere kleinen Kinder, so kaum 8 bis 9 Jahre sein, können ohnmöglich den weiten Weg nach der Talle machen, besonders zur Winterzeit, wann der Schnee tief lieget“. Weiter führt er an, daß die Matorfer doch auch bei dem Bau der Kirchheider Schule geholfen hätten, und daß die Taller Schule zu sehr „besehet“ sei, daß der „Küster daselbst, wann Leichen vorkommen, den Leuten mehr Kinder, als sie verlangen, vor die Thür bringet.“ Auch „müssen unsere kleinen mitgehen, wann toten daselbst begraben werden, so zum öfteren 4 mahl in der Woche geschieht, sich ohne Küster in der Schule nur die Wände ansehen und können mithin nichts rechtschaffenes lernen“. Allen diesen Gründen wird dann die Bitte angefügt, wenigstens die Mädchen nach der Kirchheider Schule schicken zu dürfen.

Nun kam der Pastor Schönfeld in Talle in der Sache zu Worte. Er bestätigt, daß der Weg von Matorf nach Talle über einen Berg und durch ein Gehölz führe und im Winter „unpassable“ sei. Das ist aber um so schlimmer, „da die meisten als arme Leute Kinder so wenig anhaben, daß sie kaum die Haut bedecken können.“ Ueberfluß an Kindern sei in der Taller Schule nicht vorhanden, „in denen beiden Nebenschulen sind fast mehr Kinder als in Talle.“ Bei den Beerdigungen sängen nur die Jungen. Wenn aber

auch die Mädchen mitfangen sollten, die 5 Matorfer kämen dafür doch nicht in Frage, da sie ja nicht lesen könnten. Alles in allem unterstützt Schönfeld die Bitte der Matorfer, und nun wird die Entscheidung vom 1. Februar 1717 am 22. Februar dahin abgeändert, „daß die Kleinen Kinder, so nur lesen lernen, zur Schule auf der Kirchheide geschickt werden sollen, die übrigen aber, so erwachsen und zugleich im schreiben unterwiesen werden sollen“, nach Talle.

1735 entbrennt der Kampf von neuem. Ein anderer Taller Küster, Anton Jungebluth, seit 1729 seinem Vater „adjunktieret“, verlangt sämtliche Matorfer Kinder für seine Schule. Er beruft sich auf eine Kirchenordnung, nach der die Kinder, wenn sie „7 Jahre ihres Alters erreicht haben, nirgend anders als zur ordinären Kirchspielschule geschickt werden dürfen“. Es handelte sich um 15 Kinder. Auch bittet er, die „Herren Beambten“ anzuweisen, für ihn das nicht bezahlte Schulgeld einzutreiben. Jetzt wird die Dorfschaft durch das Amt Barenholz angewiesen, die Kinder rechtzeitig zur Schule zu schicken, das „Vorfallige“ Schulgeld nachzuzahlen und künftig nichts schuldig zu bleiben. Doch die Dorfschaft wehrt sich wieder mit Erfolg. In einer neuen Eingabe wird zunächst darauf hingewiesen, „daß der Küster uns auch mit der Execution hat bedräuen lassen“. Erinnert wird nochmals an den weiten und schlechten Schulweg und an die Entscheidung vom 2. Februar 1717, nach der es den kleinen Kindern „permittiert“ sei, die Kirchheider Schule zu besuchen. Dann wird gebeten, „alle Kinder, große und kleine, ohngehindert nach der Kirchheider schicken zu dürfen“. Vom Konsistorium wurde nun verfügt, daß das

Umt keine Exekution verhängen solle, der Küster sich aber nach der früheren Entscheidung zu richten habe. 1736 ordnet die Behörde auf neue Vorstellungen des Küsters an, daß die Kinder vom 9. Jahre an nach Talle zu senden seien und dann auch dem Küster Schulgeld entrichtet werden müsse. Als daraufhin aber die Dorfschaft von neuem vorstellig wird, läßt das Konsistorium den Küster und die eigenen Verfügungen im Stich und befiehlt dem ersteren, „die Dorfschaft nicht mehr zu beschweren“.

„Warum, um Himmelswillen, wird die unsinnige Verfügung von 1704 nicht endlich gänzlich aufgehoben?“ so fragen wir erstaunt. Nein, noch einmal muß der Streit entbrennen, noch einmal muß er Uerger und Verdruß diesseits und jenseits des Rießen hervorrufen. 1745 entsendet Hans Christian Stoß zu Matorf einen neuen Bericht zu der alten Streitsache für „sämtliche Untertanen in der Bauerschaft Matrup, maßen wir gewaltige Ursache haben uns zu beschweren über unsern Küster zu Talle und auch über den Schulmeister zu Kirchheide, welche uns eingepfarrte Untertanen ganz unerlaubt traktieren, wer Kinder hat von 7 Jahren, der sollte sie bis 10 Jahren nach der Kirch Heyde nach der Schule schicken, von 10 Jahren bis 14 Jahren nach dem Küster zu Talle. Das geschehe nun oder nicht, sie lassen auch so Schulgeld ercecuiren (erequieren), welchen schon mannigen armen und geringen Menschen wiederfahren, die kaum das liebe Brot im Hause haben. Man sollte doch wohl meinen, waß einer nicht verdient, brauche man ihm nicht zu geben, es heißet ja, daß Werk lobet den Meyster, aber es kommet ihnen nicht darauf an, die Kinder lernen was oder nicht, kriegen sie nur Geld — —

Der Rükster hat 50 Scheffel Roge frey einzukommen, sizet dazu frey da, da ein ander Gnädigst Herrschaft Conterwive muß. Der Schulmeister hat jährlich von Gnädigster Herrschaft 16 rtbl. zu genießen ohne Gefahr über Schulgeld und frey." Dann wird gebeten, die eingezogenen Pfänder wieder freizugeben und den Leuten zu erlauben, die Kinder zur Schule schicken zu dürfen, wohin man wolle. Der Streit zog sich bis zum Jahre 1748. In einer neuen Dorfeingabe wird dem Rükster vorgeworfen, er schneide „Krüdenstöcker“ und versäume so die Jugend. Auch könne während der Zeit, die die Kinder für den weiten Schulweg nach Talle gebrauchten, in der Kirchheider Schule schon ein gut Stück Katechismus erlernt sein. Die Kirchenordnung von 1571 verlange doch schon, „daß auf allen Flecken und Dörfern deutsche Schulen sollen eingerichtet werden“ und die Kirchenordnung von 1864 sage ausdrücklich, daß die Schulen „zum besten der Untertanen“ eingerichtet seien. Der Schulweg nach Talle sei den Kindern aber zum Schaden, da Leben und Gesundheit gefährdet würden. Auch Kirchheider „Untertanen“ klagten um diese Zeit darüber, daß sie Schulgeld bezahlen sollten, auch wenn sie ihre Kinder gar nicht hinschickten zur Schule. Diesmal aber lieft das Amt Barenholz besonders den Kirchheider Bittstellern gehörig den Tertz, indem es darau hinweist, daß sie sich nicht „entblöden, unwahrste Vorstellungen zu tun und dabey nicht vergessen, fälschlich zu beschuldigen“. Dann wird vom Amte angeordnet, „daß die Eltern ihre Kinder führohin besser als ehemalen geschehe zur Schule halten und des Endes vom 7 Jahre an ohne einige Entschuldigung das Schulgeld bezahlen sollen“. Auch der

Taller Pastor, Crp Brochhausen, sagt in einem Berichte seinen Pfarrkindern ernste Wahrheiten. Ihr Reden und Klagen sei „die Weise der Leute, die ihre Kinder nicht gern zur Schule schicken“, und wenn für schulpflichtige Kinder nicht streng das Schulgeld eingezogen würde, schickten die Leute ihre Kinder noch weniger zur Schule als sie jetzt schon tun“. Daß der Küster „Krüdenköcker“ schneide, sei wahr, daß er es aber während der Schulzeit tue, darüber sei ihm „nichts Sicheres bekannt geworden“.

Die Matorfer und Lehmkühler holen nun aber zu einem letzten, entscheidenden Schlage aus. Sie bestellen den Rechtsanwalt Cosima Sölter, der die gerichtliche Klage anstrengen soll gegen den Küster Anton Jungebluth in Falle. Am 6. September 1748 unterschreiben sie den hierauf bezüglichen gedruckten Vertrag mit dem Rechtsanwalt, der in feierlicher Weise also anhebt: „Wir zu Endes Unterzeichneten thun kund und bekennen mit diesem offenen Briefe — —“. Darunter aber stehen neben je drei Kreuzen folgende Namen: Hans Christian Stoc zu Matorf, Barthold Hermmeyer zu matrup, Heinrich söhring zu matrup, Hans drugener zu matrup, Herm Heinrich Krüger zu matrup, Notgert Stoc zu matrup, Joh. H. Diekmeyer frau auf Lehmkühle, Hans Herm Stoc auf Lehmkühle, Jobst vom auf Lehmkühle, Jobst Kracht auf Lehmkühle, Barthold Büse auf Lehmkühle, Hansherm Osterhage auf Lehmkühle, Heinrich Bartling zu Bredabrok, Friedrich Niehage zu Bredabok, Peter Bartling auf Lehmkühle.

Der Rechtsstreit ist wohl nicht ausgefochten worden. Aber die Sache scheint doch jetzt zur Ruhe gekommen zu sein. Die alte Verfügung vom

22. Februar 1717 wurde zwar wieder nicht aufgehoben. Aber an den Küster erging unterm 29. November 1748 vom Superintendenten Clüvers der Befehl, die Dorfschaften nicht ferner zu molestieren". Trotzdem klagen der Küster in Talle und der Schulmeister in Kirchheide noch einmal gemeinsam beim Konsistorium darüber, daß der Conduktor Ribbentrup von Breda eine Klipp und Winkelschule aufgerichtet habe, und daß „sich der alte Stoc zu Matorf und ihrer etliche unterstanden“ hätten, ihre Kinder dorthin zu schicken. Damit schließen die Akten über den 31jährigen Matorfer Schulstreit, den die Behörde verschuldet und den Bauern und Schulmeister miteinander ausfechten mußten.

Bevor wir weiter den Riezen hinansteigen, grüßen wir noch einmal die Dörfer zu unsern Füßen, die so schmuck und friedlich in der Nachmittagssonne vor uns liegen im Grün der Obstbäume, der Eschen und Eichen. Am tiefblauen Himmel stehen hier und da schneeweiße Wolkentürme. Von weitem zieht wieder ein Hagelschauer heran. Am Bergabhänge ist man fleißig am Roden der Kartoffeln. Die flinken „Hände“ der Rodemaschine bliken in der Sonne, und wohl 30 Matorfer, große und kleine, lesen die Knollen auf. Die Sonne verschwindet und wir klettern vollends in den Wald hinein. Recht herbftlich ist's hier schon. „Das Laub fällt von den Bäumen, das zarte Sommerlaub; das Leben mit seinen Träumen zerfällt in Ulich' und Staub.“

Das Leben mit seinen Träumen und mit seinen Kämpfen. Bleibt denn nichts übrig von ihnen? Sind alle Kämpfe zwecklos? O nein! Vergleiche nur einmal die früheren Verhältnisse mit den heutigen! Die Matorfer haben gesiegt

wider die Unvernunft einer Generalkommission, das Recht siegte gegen das Unrecht. Die armen Dorfschulmeister, die um Schulgeld und Kinder betteln und kämpfen müssen, sind ganz verschwunden. Gern schicken die Leute die Kinder in „ihre“ Schule. Wissen sie doch, daß die Lehrer es gut meinen mit den Kleinen.

Und doch bleibt's Wahrheit: „Das Leben mit seinen Träumen zerfällt in Asch und Staub.“ Wir treten wieder hinaus aus dem Walde und sehen hinab in den Teller Talkessel. Freundlich grüßt aus all den roten Dächern die Schule mit ihrem lichtgelben Anstrich. Ernst grüßt aber auch die Kirche in ihrem weißen Kleide und mit ihrem alten Friedhose. Da liegen die Kämpfer von ehemals. Von zweien, dem „alten Stod“ aus Matorf und einem Conduktor Ribbentrup sind auch noch Grabsteine erhalten. Friedlich ruhen hier alle nebeneinander. Wir aber stehen noch mitten im Lebenskampfe. Mögen wir allezeit rechte Kämpfer sein und an unserm Teile dabei helfen, daß es auch für die Zukunft gilt: Recht muß Recht bleiben, und Unrecht muß recht werden!

Nachtgestalten.

1.

Tu — tuut! Tu — tuut!

Anheimlich klang es durch die stille Nacht.
Aus wirren Träumen war ich aufgewacht.
Bleiches Mondlicht füllte die kleine Kammer.
Mir kam alles so fremd, so gespensterhaft vor.

Wo war ich denn? Ach ja, gestern war ich in meinem neuen Wirkungskreise angekommen, und dies war meine erste Nacht in dem abgelegenen, kleinen Bergdörfchen. Was bedeuten aber nur die merkwürdigen Hornrufe? Sollte Feuer ausgebrochen sein? Doch nein, so klingen keine Feuer-signale, die lauten schrill und überstürzt wie das Rufen erschreckter und hastender Menschen. Was ich hörte, schien aus den Tiefen der geisterhaften Mondnacht selbst emporzusteigen, schien eine Stimme zu sein aus einer andern, geheimnisvollen Welt, die wir nur ahnen, aber nicht kennen. Das Gefühl des Fremdseins verband sich mit den Empfindungen, die jene grabesdumpfen Hornrufe und das Mondlicht in mir weckten, zu einem unheimlichen Gesamteindruck, so daß mir ein Gruseln durch die Seele ging. Doch bald siegte die ruhige Ueberlegung: „Feuer-signale sind's nicht, irgend ein Zauber ist es auch nicht, nur ein Wächterruf kann es gewesen sein“, so sagte ich mir. Jetzt klang das Horn schon von weiterher: Tu — tuut! Tu — tuut! Und jetzt war's ganz still. Nur der Mond schien friedlich in meine Kammer. Ob ich noch viel geschlafen habe in jener Nacht, ob die dumpfen Hornklänge auch in meine Träume hineinspielten, ich weiß es heute, nach fast 20 Jahren, nicht mehr. Nur die Erinnerung an das Grauen jenes Erwachens ist in mir lebendig geblieben. Am andern Morgen wurde mir bestätigt, daß unser Dörfchen einen Nachtwächter habe. Noch nie zuvor hatte ich einen solchen gesehen oder gehört. In diesen Bergen schienen ja noch Zeiten lebendig zu sein, die anderswo längst vergangen waren. Aus Neugierde machte ich mich bald mit dem Nachtwächter bekannt und suchte sein Vertrauen zu gewinnen.

Wenn ich einmal später als gewöhnlich heimkam und mein stilles Dörfchen längst zur Ruhe gegangen war, begrüßten mich die bekannten Hornklänge. Häufig konnte ich auch noch ein freundliches Wort mit dem Nachtwächter wechseln. Da stand er an irgendeiner Hausecke oder Mauer oder einem Leiterwagen und erwartete den späten Wanderer. Er stützte sich auf einen kräftigen Stod, der unten drei Eisenzinken trug. Das lange Horn baumelte ihm vor der Brust. Auf meinen Wunsch ließ er es mich auch einmal aus nächster Nähe hören. Es klang markerschütternd, und ich hütete mich das nächste Mal, wieder des Wächters Kunst herauszufordern. Unser Mann war schon steinalt. Sein Gesicht schien nur aus Knochen und Runzeln zu bestehen; doch ein zufriedenes Lächeln verschönte es. Lange, graue Haarsträhne quollen unter der Kappe hervor. Rücken und Knie waren von der Last der Jahre gebeugt. Lange Rockschöße schlenkerten um die Beine. So wandelte unser Nachtwäter durch das Dorf, „ein Denkmal früherer Zeit“. Doch nein, er war noch mehr als nur ein Denkmal; er spielte trotz seiner achtzig Jahre noch eine wichtige Rolle im Dorfe. Nicht nur war er unser treuer Wächter Nacht für Nacht, jeden Sonntag trat er auch die Bälge in der Kirche, und Grab um Grab schaufelte er für alt und jung, wie's gerade kam. Endlich nahm ihm der Tod Horn und Schaufel aus der Hand und bettete ihn zur Ruhe. Das letzte Andenken an ihn, sein Horn, holte der Krieg aus unserm stillen Tale. Und für immer ist diese nächtliche Stimme unsers Dörfchens verstummt.

Aber der Gestalten und Stimmen der Nacht sind uns noch genug übrig geblieben. Hör nur, wie zur Winterzeit der Sturm um die Hausecke und in allen Schornsteinen heult! Ist's nicht ein Wimmern, Klagen und Stöhnen? — Gewiß bist du auch schon in grauer Novemberdämmerung über Feld gegangen. Dichter, feuchter Nebel hängt an den Bergen und füllt die Täler. Raum 5 Meter weit vermag der Blick die Dünste zu durchdringen. Plötzlich schwebt ein Krähenschwarm über deinen Kopf hinweg. Du hörst nur den Flügelschlag und das traurige „Rab, Rab“. Jetzt ist alles wieder still, und du bist allein in der drückenden Nebelinsamkeit. —

Oder wandere im Mondscheine durch den Tannenforst! Weitab liegt er von Dorf und Hof. Scheint nicht das Dunkel wunderbar belebt zu sein? Da und dort das grelle Aufblitzen, ist's nur des Mondes bleiches Licht? Das leise Summen und Singen, rührt's nur vom Winde her? Sind es nicht die leisen und zarten Stimmen einer fremden und doch hier so nahen Welt und Zeit? —

Denk auch einmal an einen nächtlichen Gang auf der Landstraße in winterkalter Mondnacht! Stille, tiefe Stille rings umher. Aus grenzenloser Einsamkeit dringt nur der Ruf des Käuzchens zu dir herüber, und herausfordernd laut klingen deine Fußtritte auf dem harten Boden. Jetzt begleitet ein Bächlein deinen Weg in nächster Nähe. Wie lustig plätschert und plaudert so ein Bächlein am Tage! Im Mondscheine raunt's und flüstert's und kichert's. Nun führt dein Weg über die Brücke. Hohl klingt hier dein

Schritt und glucksend und gurgelnd zwängt sich das Wasser durch die enge Steinwölbung.

Gestalten der Nacht, Stimmen der Nacht. Und sieh! Verborgene Gestalten und Stimmen werden auch in dir wach. Was seit Jahrtausenden in solchen Stunden aus der Volksseele ans Dämmerlicht emporstieg und in krausen Bildern erzählte von menschlichem Wünschen und Fürchten, von Schuldbewußtsein und unerbittlichem Gerechtigkeitsinn, was du seit fernem Kinder-tagen ausgelöscht glaubtest in deinem Herzen, es quillt aus den verborgensten Tiefen deines Seins einmal wieder als Wirklichkeit empor. Die Welt ist verändert, du bist verändert.

3.

Da ist ja der Ruf des ewigen Fuhrmanns! Hör, wie klagend und schaurig sein eintöniges „haa — haa — haa!“ klingt. Du ahnst auch wohl, was du ihm entgegenrufen sollst, damit er endlich erlöst werde. „Hot — hot — hot!“ Aber deine Brust ist wie zugeschnürt, und kein Laut entringt sich ihr. — Dort, wo der Wind um den kleinen Hain mitten im Felde streicht und singt, jetzt leise und einschläfernd, jetzt wieder schrill und gellend, hat der unglückliche Geizhals lange sein Umwesen getrieben, der bei Lebzeiten die Grenzsteine verrückte. Nun mußte er immer wieder den Ruf in die Nacht hinausklagen: „Wo soll ec'en loten? Wo soll ec'en loten?“ Doch er hat seinen Befreier bereits gefunden. Als wieder einmal die klagende Frage erscholl, da antwortete einer, der das Herz auf dem rechten Fleck trug, kurz und treffend: „Diu Stoffel, wo diu'n dännekriegen häst.“ Da ging's wie ein Aufjuchzen durch die Luft. Nur noch die Worte

hörte man: „Up dat Bewat häwe eck oll lange tofft, niu kann eck riuhn“, und diese nächtliche Stimme schwieg auf immer. —

Vielleicht endet so auch einmal das nächtliche Treiben auf der großen Wiese unterhalb des Dorfes. Wenn da der Mond auf die großen Wasserlachen oder Eispiegel scheint, sieht mancher eine gläserne Kutsche umherjagen. Und wer sitzt darin? Gerichtsherrn, die einen Mord aufklären müssen und damit nicht zustande kommen können. Der Bauer vom gegenüberliegenden Gehöft hat im Zorn sein böses Weib umgebracht. In der Wiese, unweit der Brücke hat er für sie ein Loch gescharrt, ihr den Holzschub aus Vorsicht noch auf den stummen Mund gestellt und sie dann mit Erde zugedeckt. Ein Zipfel des roten Kleides sah und sieht noch aus dem Grabe hervor. Aber nicht jedermann bemerkt ihn. Die Gerichtsherrn fanden das Grab auch nicht. Und der Bauer verriet's nicht, auch dann nicht, als sie ihm kleine Holzkeile unter die Fingernägel trieben. Nun haben die Gerichtsleute auch einmal das Nachsehen und nächtliche Suchen. — Da fänden sie wohl eher das Kindergrab, das dort, wo der Hochwald an den Weg stößt, im Grunde am Wege liegt. Ein Mädchen hat hier ihr Kind begraben, daß es aus Verzweiflung umbrachte. Nun sieht der Wanderer wohl einen langen Blitzstrahl von der Stelle aus den Wald hinanschießen. —

Im großen Forst nahe dem „Schlosse“ streifen häufig zwei „weiße Damen“ umher. Bald schweben sie friedlich vorbei, bald jagen sie in der Kutsche trotz aller Bäume ungehindert querwald-ein. Wer sie freundlich grüßt, bleibt unbelästigt, wer sich aber dreist und frech benimmt, steht

plötzlich im Feuer oder sieht statt der Damen „ein aufgeschnittenes Schwein“ auf sich zukommen. —

Ganz ungefährlich war die Frauengestalt, die sich abends oder auch am hellen Tage auf der „Hefetür“ oder im Stalle oder auf der Mauer des Bauernhofes sehen ließ. Scheu wurde sie von allen gemieden. Da faßte sich einmal eine „Hechelfrau“ ein Herz und fragte sie: „Wat wut diu huer nau jümma, worümme kannste nich riuhn?“ „Jo, ec häwe muinen Meken in muina läffen Krankheit naun Mol Linnen versproken un nich meier giben. Giff diut'n. Et liegt in'n Kuffer, un'n blau Band sitt'er ümme“. Die Hechelfrau verspricht's und reicht zur Bestätigung die Hand hin. „Dä Hand nich, dä moßte nä lange briuken“. Die Frau hält ihre Hechel hin. „Dä auk nich, domet moßte düin Geld verdeuten“. Da reißt die Frau einen Zweig vom nahen Haselnußstrauche und reicht den hin. Nun greift die Erscheinung zu. Das von ihr berührte Stockende fällt verkohlt zur Erde, und der Geist kommt nimmer wieder. — Wer furchtlos und herzhast zuzugreifen versteht, der kann nächtlischerweile auch einmal sein Glück machen. Auf dem nahen, breiten Höhenrücken brennt um Mitternacht ein großes Feuer. Drei Männer mit gleichen Vornamen müssen sich zusammentun, dürfen nicht zurückschrecken, wenn die Hand ohne Körper ihnen mit der Laterne begegnet oder der schwarze Mann neben dem Feuer steht. Nur tapfer zugeschritten, nur kräftig die Kohlen durchgerührt, je tiefer, desto besser! Morgen früh werden die Furchtlosen viel Geld und Gold an der Feuerstelle finden. Freilich, der Schatzsucher muß es auch in den Kauf nehmen, wenn er bei

der Arbeit geschlagen und geschunden wird. Geht da ein Mann zu später Stunde friedlich die Straße hinab. Gerade bei der Brücke glimmt an der Seite ein kleines Feuer. Das kommt unserm Mann wie gerufen; denn sein kurze Pfeife ist ausgegangen. Er nimmt also eine Kohle und steckt sie in den Pfeisenkopf. Aber o weh! Raum ist er damit fertig, so erhält er einen so heftigen Schlag gegen sein Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Am andern Morgen aber findet er in der Asche seiner Pfeife blanke Fünzigpfennigstücke. —

Recht sorgsam soll man sich alle Tiere ansehen, die einem in nächtlicher Stunde in den Weg laufen. Du meinst, der hüpfende Hase, der umherstreifende Hund und die sauchende Katze, die du nachts siehst, seien dieselben furchtsamen Tiere, die sich am Tage so leicht verschrecken lassen. Weit gefehlt! Frage einmal alte Leute um die Sache, die werden dich schon aufklären! Da holt jemand aus der Mühle den Mehlsack auf dem Rücken nach Haus. Plötzlich wird der Sack unerträglich schwer. Nicht das Mehl drückt so hart wie Kieselsteine, ein „Quar- oder Bürenwulf“ ist's, der sich oben auf dem Sack breit und schwer macht. Jetzt heißt's, die Last niederwerfen und weglaufen, wie es der Quälgeist will, oder feste zugreifen und diesen mit eisernem Griff festhalten, bis im Hause die Abrechnung kommt. „Friwe, bring tänger'n Howekloß unne Boren her; eck häwven Duivel metbrocht“. Eilig kommt die Frau. Gerade soll dem Untier der Kopf abgehauen werden, da steht plötzlich die Nachbarin beschämt da und gelobt, nie wieder derartiges zu tun. Mit solchen „Quarwölfen“ magst du dich also allenfalls einlassen, wenn du ein Kerl danach

bist; es sind böse Menschen, die sich mittels des roten Riemens in Katzen, Hunde, Schafböcke, Pferde und Hasen verwandeln. Mit dem Welt- hunde bändele keinenfalls an! Als ein kleines, zahmes Hündchen begleitet er vielleicht zuerst den Wanderer, verwandelt sich aber plötzlich in ein gewaltiges Ungeheuer mit feurigen, tellergroßen Augen; die klingende Kette schleift neben ihm her. Er tut niemandem etwas zuleide, der ihn unbehelligt läßt und gehörig fürchtet. Wer ihn aber reizt und an seinem Dasein zweifelt, dem fährt er pfeilgeschwind zwischen den Beinen durch, nimmt ihn auf seinen Nacken und rast mit ihm durch Busch und Hecke, Sumpf und Teich, bis er ihn am andern Morgen irgendwo geschunden am Wege liegen läßt. Unser früherer Nachtwächter soll mit dem Welt- hunde auf freundschaft- lichem Fuße gestanden haben. Jeden Morgen erhielt er von ihm einen „goldenen Groschen“. Und wenn unser fleißiger Mann in heller Mond- nacht auf dem Kirchberge saß und Kartoffeln schälte für den andern Tag, leistete ihm der Welt- hund Gesellschaft. Der Nachtwächter war natür- lich auch mit allen andern geheimnisvollen Nacht- gestalten unseres Dorfes vertraut. Er war es, der gewöhnlich das Wiehern des Pferdes hörte, wenn der Tod einkehren wollte in ein Haus. Er wars ja auch, der eines Nachts das Weinen und Klagen der Kinder hörte, die ein Pastor in der Kirche eingeschlossen und vergessen hatte. Der Nachtwächter holte den Pastor; und was sahen die beiden? Sieben schwarze Tauben flogen immer auf die Kinder los, aber sieben weiße wehrten sie ab und schützten die Kleinen. — Der Alte wußte doch auch wohl, warum er auf seinem nächtlichen Gange nie über jenen etwas niedrig

und abseits gelegenen Hof ging. Der fußtiefe Dreck, der uns noch heute und sogar im Hellen bei nassem Wetter abhält, über den Hof zu gehen, kann ihn wohl nicht abgehalten haben. Da wird's der tolle, nächtliche Reiter auf seinem Schimmel gewesen sein, der ihn jene Dorfgegend meiden ließ. So könnte man noch viele Geschichten erzählen, für deren Wahrheit noch heute immer der tote Nachtwächter eintreten muß. Nur zwei seien noch angeführt. Ein Pferdejunge wurde jede Nacht von einem Schimmel gequält. Er erzählt dem Großknecht sein Leid, und der weiß Rat. In einer der nächsten Nächte wechseln die beiden ihre Schlafplätze. Der Großknecht legt sich einen Zaum zurecht. Als nun der Schimmel wiederkommt, wird er unversehens aufgezügelt, und im Galopp geht's nach der Schmiede. Der Meister muß trotz Nacht und anfänglicher Weigerung das Pferd beschlagen, das nun in des Bauern Stall angebunden wird. Am Morgen ist der Schimmel verschwunden, aber die Bauersfrau hat Hufeisen an Händen und Füßen. — Ähnlich verlief auch jene Hasengeschichte, die mir ein Junge erzählte. Geht da ein „Paterpaster“ aus Blotho auf die Jagd und kommt bei einem Knaben her, der die Rüche hütet.

„Junge, häste keunen Hasen seun?“

„Jo.“

„Wo denn?“

„Dann moßte müi örst 25 Pennje giben, iüh segge'att nich.“

Der Junge erhält das Geld und weist den Jäger nun nach dem nahen Klee. Dort säße ein Hase. Und richtig! Gleich springt der Hase auf und entwischt. Ein andermal wiederholt sich die Geschichte. Nur sitzt der Hase jetzt im Flachs-

felde, und der Hund kommt ihm ganz nahe. Plötzlich ruft der Junge ängstlich aus: „Mömmel laup, Mömmel laup!“ Der Hase springt auf. Der Jäger fällt vor Lachen in die Knie, trifft aber den Hasen doch noch ins eine Vorderbein. Um andern Morgen hat die Mutter des Knaben einen dick verbundenen Arm, der nur noch eben am Körper baumelt. Ja, ja, „böses Gewerbe bringt bösen Lohn!“ So geht's endlich allen, die sich willig mit dem Bösen einlassen. Drum hüte dich! — Der Teufel selbst hat mit seinen Taten in unsern Bergen wenig Glück. Die Leute sind ihm zu pfiffig, und die Hähne krähen zu früh. Schon von jenem armen Schuster ließ er sich anführen. Dem hatte er soviel Gold versprochen, wie in einen Stiefel ginge. Dafür sollte der Schuster an ihn glauben. Dieser stellte sich so, als glaube er an den Bösen und hing den Stiefel in die Luke. Schlauerweise hat er aber die Sohle weggeschnitten. Der Teufel bringt Gold um Gold und füllt und füllt. Der Stiefel wird aber nicht voll. Endlich, als bald der Morgen graut, sieht der Teufel einmal genauer nach, wie das denn zugehen mag. Nun sieht er die Bescherung und schäumt vor Wut. Aber der Hahn kräht und der Teufel muß wieder zur Hölle hinab. ohne Geld und ohne Schuster. Dieser ruft ihm noch höhrend nach: „Niu leuwe'c doch nich an düi, diu Schwarte, un dat Geld kann ed briuken!“ Auch einem Bauern mußte der Teufel einmal dienen ohne Lohn. Ein Mann kommt ins Nachbarhaus und sieht, wie die Leute buttern. Das Faß steht auf einem großen roten Lappen, und nur ganz wenig Rahm wird hineingeschüttet. Trotzdem ist in wenigen Augenblicken das ganze Faß voller Butter. Unserm Manne gefällt das. Und als er

einen Augenblick allein ist in der Stube, reißt er ein Stückchen vom roten Lappen ab und steckt's in die Tasche. Zu Hause angekommen, jagt der Mann zu seiner Frau: „Kruig mol grade de Boddernkärnen her, wüi wit boddern!“ Die Frau will erst nicht, gibt aber endlich nach. So schnell und so erfolgreich hat die Frau noch nie gebuttert. Der Mann ist ganz stolz. „Seo, niu künnt wüi Geld maken, niu künnt wüi jümmer Boddern verkaupen.“ Als aber die Leute die nächste Nacht im Bette liegen, ist plötzlich ein fürchterliches Gepolter vor der Tür. Keiner will aufstehen. Zuletzt müssen aber beide hinaus. Als sie öffnen, liegt ein gewaltiger Mann quer vor der Tür her und ruft: „Giwet mol seofort den rauen Lappen her, eoder süß unnerschrüwet juw.“ Sie geben den Lappen her. Der Mann war der Teufel. — Ein andermal kratzt sich der Böse in unserm Tale eine Schürze voll Mergel zusammen. Er will damit das Portaloch verstopfen und aus Lippe und Umgegend einen großen Fischteich machen. Als er nun mit seiner Last hinter dem Gute Röntorf ist, kräht plötzlich der Hahn. Der Teufel erschrickt so, daß sein Schürzenband abreißt und der ganze Mergel zur Erde fällt. So entstand der Bornstapel. Wahr muß auch diese Geschichte sein, denn auf jenem Berge ist noch heute Mergelboden und in unserem Tale auch.

4.

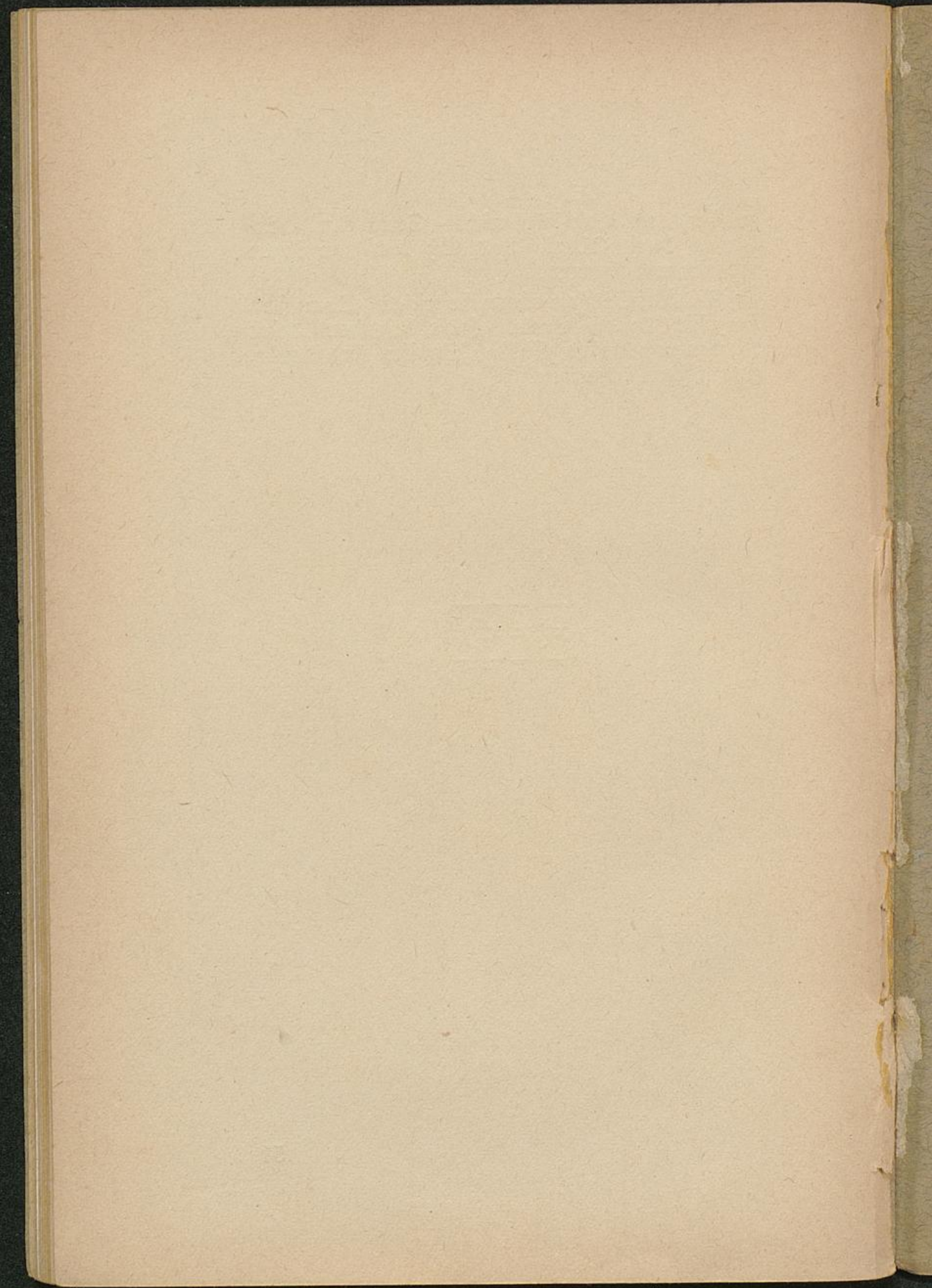
Nachtgestalten! Nachtgeschichten!

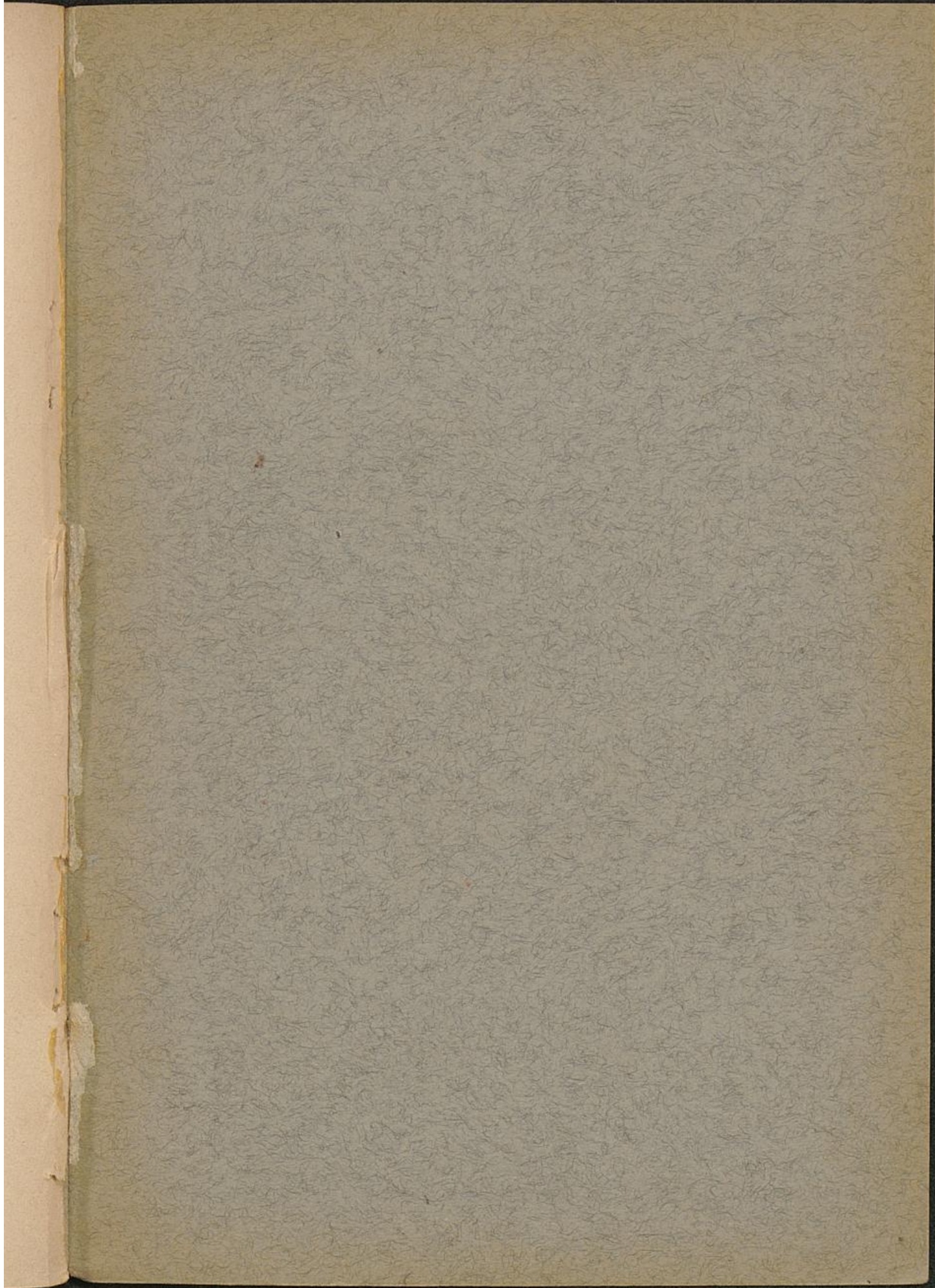
Beruhcn sie auf Wahrheit und Wirklichkeit?
Ein Wahrheitskern liegt in jeder dieser Geschichten.
Sie sind ja den Tiefen der Volksseele ent-

quollen, und diese lügt nicht. Suche nur! Er-
lausche ihren Sinn! Und laß dich von ihnen
mahnen und warnen!

Als Wirklichkeit nimm sie nicht! Dann sind
sie Gift für die Seele. Hüte besonders deine
Kinder vor diesem Gift! „Spitzen sind daude,
sind gister bügraben!“









03SR3330